

Frank Kolb: **Tatort »Troia«. Geschichte, Mythen, Politik.** Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2010. 310 Seiten, 11 Abbildungen (meist Pläne und Karten), 13 Tafel-Abbildungen.

Heinrich Schliemann schrieb über einen Kritiker seiner Ausgrabungen in Troia: »Jedoch kann keine Rücksicht meinerseits Prof. Jebb vor dem Schicksal retten, in welches sich ein großer classischer Gelehrter stürzt, wenn er sich in einen Streit über archäologische Fragen einlässt, ohne die Anfangsgründe der Archäologie zu verstehen (Schliemann 1884, 265).« Mit dem vorliegenden Buch will ein solcher Gelehrter, Professor für Alte Geschichte an der Universität Tübingen, einen bereits im Jahr 2001 begonnenen Streit fortsetzen, ungeachtet dessen, dass sein Hauptgegner Manfred Korfmann, Professor für Ur- und Frühgeschichte an derselben Universität und seit 1988 Leiter der Ausgrabungen in Troia, bereits im Jahr 2005 verstorben ist. Eine sorgfältige Lektüre des Buches zeigt, dass es nicht zu retten ist, obwohl es auf den ersten Blick sicher viele Leser beindrucken wird – wird doch nichts Geringeres versprochen als eine Neuinterpretation der Troia-Geschichte und die Aufdeckung angeblicher Skandale. Tatsächlich enthält es gegenüber einer bereits 2003 erschienenen Bilanz der Debatte (Ulf 2003) wenig Neues.

Frank Kolbs These wird im Klappentext so formuliert: »Gab es ein Troia? Nein! Gab es einen Trojanischen Krieg? Nein! Auswandernde Griechen haben eine im Mutterland entstandene Sage an einer bronzezeitlichen Ruinenstätte [...] verankert, deren damaligen Namen wir nicht kennen.« Ferner soll gezeigt werden, » [...] dass das Bemühen, den Mythos mit dem Spaten des Archäologen als Geschichte zu erweisen, methodisch verfehlt und erfolglos war und zu wissenschaftlich fragwürdigen Vorgehensweisen führte.« Mit entwaffnender Ehrlichkeit gesteht der Autor gleich zu Beginn, dass das Buch *cum ira et studio* (S. 9) geschrieben wurde, also eigentlich keine wissenschaftliche Arbeit, nicht einmal ein Sachbuch, sondern eine Polemik ist.

Wegen der häufigen Vor- und Rückgriffe und Wiederholungen möchte ich das Werk nicht in der Reihenfolge des Textes Kapitel für Kapitel durchgehen, sondern die drei großen Themen besprechen, um die das Denken des Autors seit nunmehr neun Jahren unermüdlich kreist: Seine Kritik der Archäologie im Allgemeinen und der Ausgrabungen in Troia im Besonderen, seine Kritik des historischen Narrativs, in dem vor allem Joachim Latacz und Frank Starke Homer-Interpretation, hethitische Schriftquellen des 2. Jahrtausends v. Chr. und Archäologie vereinen (Latacz 2010) sowie seine Kritik an einer Vermengung von Wissenschaft, Politik und Medien durch ein verschwörerisches Netzwerk am angeblichen Tatort »Troia«. Diese Kritik verführt ihn zu der Behauptung, Troia sei mit dem Beginn der Tübinger Grabungen seit 1988 zum »Tatort von Verstößen gegen wissenschaftliche Prinzipien, begleitet von politischer Instrumentalisierung des Mythos', des Grabungsortes und der Archäologie geworden¹« (S. 15).

Seinen Angriff auf die Archäologie eröffnet der Autor mit einer Unterstellung: »Haben die Grabungen auf dem Hügel Hisarlık eine anatolische Palast- und Residenzstadt und

¹ Die Schreibungen *Tatort »Troia«* (nicht »Tatort« Troia) und des *Mythos'* (mit Apostroph) konsequent im gesamten Buch.

Handelsmetropole von bis zu 35 Hektar Fläche und 100000 Einwohnern zutage gefördert, welche der Schilderung der glanzvollen Ilios in Homers Epos entspräche, wie der Ausgräber Manfred Korfmann und Joachim Latacz behaupten?« (S. 18, ähnlich S. 15). Natürlich war und ist es nicht das Ziel der Tübinger Forschungen in Troia, eine Kulisse für das Geschehen in der Ilias auszugraben, aber die Reduktion auf diese völlig verkürzte Sichtweise lässt die Argumentationslinie des Buches viel überzeugender erscheinen, als sie es ist, ja macht sie in weiten Teilen überhaupt erst möglich: Der Autor baut sich zuerst eine Windmühle auf, gegen die er nachher tapfer ankämpft. In seiner Selbstwahrnehmung reagiert er damit aus der Defensive mit der feinen Klinge der Wissenschaftlichkeit auf einen commentwidrig mit rohen Waffen geführten Angriff der Archäologie: »Der Spaten als Waffe gegen die philologisch-historische Quellenkritik« (Titel des 7. Kapitels, S. 115).

Die Suche nach Troia als archäologisch identifizierbarem Ort seit dem 18. Jh. wird im dritten Kapitel (»Tatort Hisarlık« [S. 41–51]) behandelt – ein nach Meinung Kolbs sinnloses Unterfangen, denn: »Dass die Wurzeln der europäischen Kultur sich nicht mit dem Spaten ergraben und auch nicht mit modernen geophysikalischen Methoden dem Boden entlocken lassen, ist gewiss« (S. 41). Eine rigorose und beschränkte Sicht – zählen denn die mit den Mitteln der Archäologie erschlossenen älteren Abschnitte der Geschichte, die Funde und Kunstwerke in den großen Museen, etwa nicht zu den Wurzeln europäischer Kultur?

Die Tatsache, dass sich die Archäologie als eine empirische Wissenschaft durch neue Grabungen, neue Methoden und in der Folge neue Ergebnisse und Interpretationen häufig selbst widerlegt, wird als Beleg für die »Stümperhaftigkeit« dieses Faches gewertet, beginnend mit der einleitenden Feststellung, dass bereits Schliemanns Nachfolger Wilhelm Dörpfeld die Zeit des Troianischen Krieges von Troia II nach Troia VI verlegte (S. 14). Nach Kolbs Vorstellung von Wissenschaftlichkeit hätte er es wohl besser bei dem Irrtum belassen sollen.

Erst im neunten Kapitel des Buches kommt Kolb zu seiner Fundamentalkritik der Ausgrabungen in Troia. Es geht ihm dabei ständig um Pracht und Größe sowie um die erst daraus ableitbare Bedeutung eines Platzes. Zwar hat nach ihm Homer nichts mit der historischen Realität zu tun, sein Troia ist eine poetische Erfindung. Nun ist Troia in der Ilias aber weitaus prächtiger dargestellt als die in Hisarlık tatsächlich ausgegrabenen Ruinen, also kann es sich bei den ärmlichen Resten nicht um das prächtige Ilios handeln (S. 154–155). Diesen logischen Widerspruch in seiner Argumentation sieht er nicht. Dafür weist er auf mögliche Zirkelschlüsse bei anderen hin: Hethitologen behaupten, die Größe der bronzezeitlichen Ruinenstätte beweise, dass sie die Hauptstadt des hethitischen Vasallenstaates Wilusa war, Wirtschaftshistoriker schreiben, dass der Handel wichtig gewesen sei, weil der Ort groß und eine Hauptstadt war, Archäologen berufen sich auf beide (S. 152–153). Aber während Hethitologen die Gleichsetzung von Homers Ilios mit dem hethitischen Wilusa in erster Linie mit geographischen, historischen und sprachlichen Argumenten begründen, schätzen Archäologen die Größe Troias unabhängig davon mit Hilfe ihrer Grabungsbefunde ein – und gelangen damit zu Interpretationen, die Kolbs Meinung diametral entgegengesetzt sind.

Anschließend wendet sich Kolb kurz den früh- und mittelbronzezeitlichen Perioden Troias zu. Etwas widerwillig widmet er zwei Absätze den frühbronzezeitlichen Schatz-

funden (S. 160–161), weil in diesem Zusammenhang selbst er Begriffe wie »Reichtum«, »erstaunliches handwerkliches Niveau«, »Parallelen in Südosteuropa, Anatolien, und dem Vorderen Orient«, »Warentausch und wandernde Kunsthandwerker« verwenden muss. Dies gerät natürlich in Widerspruch zur Tendenz des Buches, Troia in all seinen Phasen als ein in bukolischer Autarkie verharrendes, nach Mist stinkendes Kuhdorf zu interpretieren. Er kritisiert, dass eines der Megaron-Häuser von Troia II unzutreffend als »Palast« bezeichnet wurde. Dem stimmt man gerne zu, ist doch schon Schliemann von dieser Terminologie wieder abgerückt, wie Kolb selbst schreibt (S. 274, Anm. 12). In Übereinstimmung mit Korfmann, der von einer »maritimen« Kultur sprach, betont er, dass das frühbronzezeitliche Troia eher einem ägäischen als einem anatolischen Kontext angehört.

Dass und warum eine zweihundert Meter südlich der Burg ausgegrabene Palisade, für die in ersten Vorberichten eine spätbronzezeitliche Datierung vermutet wurde, tatsächlich frühbronzezeitlich ist, wurde in mehreren Publikationen dargestellt (Korfmann 1999, 21; Jablonka 2001). Diese Datierung stützt sich nicht nur auf die von Kolb erwähnten Methoden – archäologische Datierung der Keramik und ¹⁴C-Datum –, sondern vor allem auf die Stratigraphie. Kolb will das nicht glauben und beruft sich deshalb auf ein anonymes »vertrauliches Schreiben von einem Mitglied der Troia-Grabung«, in dem Zweifel an der frühbronzezeitlichen Datierung geäußert werden. Weil ihm der Befund nicht gefällt, nennt er das Bauwerk ein »im anatolischen Kontext [...] singuläres Beispiel von Primitivität« (S. 158, wiederholt S. 195). Er meint, im Vorbericht zur Grabung 2005 sei »im Kleingedruckten« versteckt worden, dass in der Fortsetzung der Palisade Pfostenlöcher und Gräbchen mit Funden aus Troia VI–VII entdeckt wurden, und hält deshalb eine »detaillierte Überprüfung der Korfmann-Grabung« für nötig (S. 160). Wer das »Kleingedruckte« (Jablonka 2006, 15–17) liest, wird feststellen, dass die 2005 entdeckten Befunde keineswegs in der Fortsetzung der frühbronzezeitlichen Palisade liegen und auch ganz anders aussehen. Es gibt in diesem Gebiet viel mehr spätbronzezeitliche Befunde, als es Kolb lieb sein kann.

Auf die folgenden Phasen Troia III–V geht Kolb nur kurz ein (S. 161–162). Bei der Besprechung von Troia VI fragt er zunächst, wie »anatolisch« oder »ägäisch« dieses ist. Er betont, dass »anatolisch« ein vager Begriff ist, wenn er nicht im geographischen, sondern im kulturellen Sinn verstanden wird, da die prähistorischen Kulturen Kleinasiens zu verschieden waren, um derart zusammengefasst zu werden (S. 163). Das ist sicher richtig, gilt aber ebenso für »ägäisch«. So muss Kolb vage bleiben, wenn er einerseits betont, dass die wenigen minoischen und mykenischen Scherben, die in Troia gefunden wurden, nicht wichtig sind, und andererseits, dass die Bezüge Troias zum mykenisch-griechischen Raum eindeutiger und wichtiger als jene zu Anatolien sind. Natürlich liegt Troia geographisch zwischen diesen Regionen, und es gibt daher Bezüge in beide Richtungen. In der Archäologie wurde daher in den vergangenen Jahren versucht, Charakteristika eines westanatolischen Gebietes herauszuarbeiten, das starke Bezüge zur Ägäis hat, sich aber in wesentlichen Zügen natürlich auch von der minoisch-mykenischen Kultur unterscheidet (Greaves 2010 mit weiterer Literatur).

Was eine von Kolb mehrfach aus Sekundärliteratur zitierte »neue dendrochronologische Datierung« (S. 168) für das Ende von Troia VI hergibt, ist unklar. Offenbar bezieht er sich auf die Hochdatierung des Beginns der Proto geometrischen Zeit auf Grund eines Befundes in Assiros (Newton et al. 2003; vgl. Manning 2007).

Kolb fragt sich, ob im Zentrum der Burg von Troia VI überhaupt Häuser standen, da diese nicht nur unter dem Athenatempel, sondern auch westlich davon nicht erhalten sind. Das Zentrum der Burg wurde aber bekanntlich von Schliemann in seinen frühen Grabungsjahren bis auf das Niveau von Troia II, seiner vermeintlichen »Stadt des Priamos«, undokumentiert abgetragen, weil er spätbronzezeitliche Bauten gerade wegen ihrer hohen Qualität als »Mauern des Lysimachos« aus hellenistischer Zeit deutete. So klafft im Zentrum von Troia VI eine Lücke von etwa hundert auf fünfzig Metern, die Platz genug für vieles bietet – sogar für einen Palast. Die noch erhaltenen Großbauten am Rand der Burg waren wohl Häuser der Aristokratie, zum Teil sind die Grundrisse aber für Wohnbauten ungeeignet, weshalb man auch andere Funktionen vermuten kann. Die Fläche der Burg einschließlich der Mauern beträgt sogar mit dem aktuellen, gegenüber früheren Darstellungen verkleinerten, ergänzten Verlauf der nicht erhaltenen Burgmauer im Norden etwa 2,5 Hektar – dies nur deshalb, weil Kolb meint, dass Autoren, die das schreiben (Jablonka/Rose 2004), »die Unwahrheit« sagen. Richtig ist, dass sich die Gesamtanlage der Burg von hethitischen Anlagen unterscheidet. Aber auch »im Kontext nordägäischer und südbalkanischer Siedlungen« (S. 167) findet man Vergleichbares eben nicht. Schon die Burg für sich allein genommen ist offensichtlich nicht bloß das Zentrum eines einfachen Dorfes.

Kolb behauptet dann (S. 168), die Tübinger Grabungen hätten »so gut wie nichts« an neuen Erkenntnissen für eine Siedlung außerhalb der Burg von Troia VI erbracht. Tatsächlich kamen bei den Grabungen seit 1988 eindeutige Befunde zu Tage, die das Bild des spätbronzezeitlichen Troia gegenüber früheren Forschungen völlig verändert haben²: Rund um die spätbronzezeitliche Burg gab es eine dicht mit Häusern bebaute Zone, und auch in größerer Entfernung von der Burg war der Höhenrücken besiedelt, wenn auch mit einer lockeren, von Freiflächen, die handwerklich oder landwirtschaftlich genutzt wurden, unterbrochenen Verbauung. Schließlich war das Plateau von mindestens zwei Verteidigungslinien geschützt.

Kolb muss daher mit beträchtlichem Aufwand die tatsächlichen Ergebnisse wegerklären. Zunächst beginnt er mit einer Methodendiskussion. Er wirft der prähistorischen Archäologie vor, den Grundsatz »Abwesenheit von Befunden ist kein Beweis gegen ihr einstiges Vorhandensein« als »Tor zu beliebigen Spekulationen« zu missbrauchen. Dem hält er einen Satz von Hans-Günter Buchholz entgegen: »Wir Archäologen haben von dem auszugehen, was erhalten ist« (S. 169). Natürlich sind beide Sätze richtig – ausgehend von dem, was erhalten ist, verfügt die Archäologie heute nämlich über ein verfeinertes Instrumentarium dafür, Spuren dessen, was nicht mehr erhalten ist, zu erkennen und zu deuten.

Kolb fragt, warum in der Unterstadt nicht so wie in der Burg ältere Gebäude unter den jüngeren erhalten blieben (S. 169–172). Dabei ist ihm offenbar entgangen, dass vom Orient bis nach Südosteuropa die Archäologie seit einigen Jahren überall die Entdeckung macht, dass die altbekannten, schon als Geländedenkmäler nicht zu übersehenden Siedlungshügel (Tells), auf die sich die Forschung zunächst konzentrierte, häufig von schlechter

2 vgl. dazu etwa die zahlreichen Beiträge in Korfmann 2006 und zuletzt die kurzen Zusammenfassungen Jablonka 2010 und 2011.

erhaltenen und nicht so auffälligen Außensiedlungen umgeben sind (vgl. Rosenstock 2009). Innerhalb der Burg von Troia wurden bei Neubauten die älteren Siedlungsphasen meist nur bis auf die Höhe der Mauerkronen der Burgmauern planiert, weil von der Frühbronzezeit bis zum hellenistischen Athenaheiligtum die Neubauten wie auf einem Sockel immer noch höher herausgehoben werden sollten. Die Unterstadt war viel kürzer besiedelt – einmal in geringem Maß in der Frühbronzezeit, dann wieder in der Spätbronzezeit. Nach dem Ende einer Siedlungsphase wurden hier häufig die Fundamentsteine der Häuser für Neubauten an anderer Stelle entnommen, es kam zu Erosionsphasen, das Gelände blieb zwischenzeitlich sich selbst überlassen oder wurde landwirtschaftlich genutzt. Schließlich entstand auf der gesamten Fläche die hellenistische und römische Stadt mit ihren tiefreichenden Fundamenten, Wasserleitungen, Abwasserkanälen und Kellern sowie einem hohen Bedarf an Baumaterial. Es ist also klar, warum ältere Befunde hier lückenhafter und schlechter erhalten sind als in der Burg.

Kolb kritisiert in der Folge einen im Stadtgebiet durchgeführten archäologischen Survey (eine systematische Aufsammlung der an der Oberfläche liegenden Funde) (Jablonka 2005) als »verzweifelten Versuch« und »methodische Verirrung« der Troia-Grabung mit der trivialen Feststellung, dass die Verteilung der Funde an der Oberfläche nicht exakt mit den Befunden unter der Erde korrespondiert (S. 173–174). Dies ist für Prähistoriker selbstverständlich und wird bei der Interpretation von Fundverteilungen berücksichtigt. Nichtsdestoweniger sind die Ergebnisse bemerkenswert und nützlich. Deswegen zählt der Survey neben geophysikalischer Prospektion und Grabung heute auch zu den etablierten Methoden der Archäologie.

Die suggestive Leere auf Kolbs unvollständigem und fehlerhaftem Plan (s. Abb. 1 und 2) (S. 170–171) und seine Bemerkung, es seien in 42 Grabungskampagnen nicht mehr als zehn gleichzeitige Häuser außerhalb der Burg nachgewiesen worden (S. 179), wird der Situation nicht gerecht. Der Hauptgrund für die relative Leere außerhalb der Burg ist, dass sich die meisten dieser 42 Kampagnen nur oder vor allem der Burg widmeten. Die Grabungen außerhalb davon beschränkten sich auf kleine, stichprobenartige Untersuchungen. Mehr als neunzig Prozent der Gesamtfläche sind daher nicht befundfrei, sondern sie sind einfach nicht ausgegraben – in früheren Jahren, weil die Burg die meisten Kräfte band, heute, weil es nicht möglich ist, eine darüber liegende hellenistische und römische Stadt großflächig abzutragen.

Bei der Besprechung ausgewählter spätbronzezeitlicher Befunde der Troia-Grabung werden Schwächen und Unklarheiten in einigen Details oder vorschnelle, vielleicht zu weitgehende Interpretationen bewusst als Aufhänger gewählt, um die Glaubwürdigkeit der gesamten Arbeit des Projekts zu erschüttern. So deutete Manfred Korfmann eine an die Nordostbastion der Burg angebaute, in eine Lehmziegelpackung eingebettete Mauer nach der Ausgrabung 1995 als Ansatz einer Unterstadtmauer, die nach wenigen Metern von einer Toröffnung unterbrochen wird (Korfmann 1996, 39–44). Die Fortsetzung auf der anderen Seite des vermuteten Tores wurde nie gefunden, weil einerseits bis auf den Felsen reichende hellenistische Bauten ältere Schichten zerstört haben, andererseits großflächige Grabungen wegen mächtiger Schuttablagerungen hier nicht möglich sind. Daher wurde diese Fortsetzung auch in allen Plänen strichliert als Rekonstruktion eingezeichnet, obwohl dies auf Grund der schlechten Bildqualität in einigen Fällen mit freiem Auge kaum erkennbar ist (Arch. Landesmus. Baden-Württemberg u. a. [Hrsg.] 2001, Abb.

461; 480). 2003 stellte sich bei einer Nachuntersuchung heraus, dass die »Mauer« ein Wasserkanal war, der wohl dazu diente, aus der Zisterne in der Bastion geschöpftes Wasser nach außen zu leiten. Es bleibt also ein massiver Sockel aus Stein und Lehm, durch den Wasser geleitet werden kann. Diese Revision einer voreiligen Interpretation wurde aber vom Troia-Projekt nicht vertuscht, sondern publiziert (Korfmann 2004, 17). Obwohl unter dem Eindruck der Kritik nachdrücklich betont wurde, dass eine Fortsetzung der Anlage bisher nicht gefunden wurde, bleibt aber Korfmanns Interpretation des Befundes als Westteil des Tores einer Unterstadtmauer, allerdings aus Troia VIIa, nach wie vor möglich (Jablonka/Pernicka 2009, 12). Die Geschichte der Grabung an dieser Stelle hätte bestimmt glücklicher verlaufen können, eine betrügerische Manipulation, wie sie Kolb unterstellt (S. 181–184), ist jedoch keinesfalls erkennbar.

Ein weiterer Befund, den sich Kolb vornimmt, ist die Quelhöhle in der Unterstadt. Manfred Korfmann erforschte die bereits von Schliemann entdeckte Höhle weiter und stellte fest, dass sie Teil eines künstlich angelegten Systems aus Stollen und Schächten ist, dessen Anfänge – der vordere Teil der Stollen und ein mehr als hundert Meter vom Eingang entfernter Schacht – mit Hilfe der Uran-Thorium-Methode in die Bronzezeit datiert werden können. Datiert werden Sinterschichten, die sich seit dem Bau der Anlage an den Wänden gebildet haben. Das ergibt ein Mindestalter für die Entstehung der Anlage, deren Alter mit anderen Methoden nicht festgestellt werden kann, da sie bis in byzantinische Zeit erweitert, benutzt und gereinigt wurde. Das System zapft wie auch der Brunnen in der Nordostbastion zwei Aquifere (Grundwasserhorizonte) unter dem Plateau an, ist also gewissermaßen ein »Wasserbergwerk«. Kolb bestreitet dies nicht, ja er entnimmt diese Informationen Publikationen, in denen Manfred Korfmann als Mitautor genannt wird (Frank et al. 2002; Korfmann u. a. 2006.). Trotzdem bezeichnet er die Quelhöhle herabsetzend als »Kloake« (S. 95) und beschuldigt Korfmann, der seiner Ansicht nach von naturwissenschaftlichen Untersuchungen nichts verstand (S. 266, Anm. 6), naturwissenschaftliche Ergebnisse verfälscht wiedergegeben zu haben, denn »gräbt einer Troia aus, so traut man ihm alles zu – nur nicht Unkenntnis und Irreführung« (S. 96). Wo sieht Kolb hier die Irreführung, wenn er doch die publizierten Ergebnisse zitiert und akzeptiert? Man kann nicht folgen. Kolb bietet übrigens selbst Beispiele für ein mangelndes Verständnis naturwissenschaftlicher Untersuchungen, wenn er Korfmanns Nachfolger als Grabungsleiter in Troia, Ernst Pernicka, als »Chemiker, der Archäometrie in Form einer Altersbestimmung von Metallen betreibt«, bezeichnet (S. 228) und meint, dieser wollte »Airborne (Laser) Scanning« einsetzen (S. 231), um in der Umgebung Troias nach versunkenen Hafenanlagen und Kanälen zu suchen. Archäometrie befasst sich jedoch kaum mit der Altersbestimmung von Metallen, sondern eher mit der Herkunftsbestimmung der Rohstoffe, und Laserscanning ist eine Vermessungs-, keine Prospektionsmethode.

Leider setzte sich Manfred Korfmann nicht nur im Fall der Nordostbastion bisweilen durch voreilige Interpretationen selbst unter Druck. Das gilt auch für einen der wichtigsten und meistdiskutierten Befunde seiner Grabung, einen die Unterstadt von Troia umschließenden Verteidigungsgraben. Noch vor der Ausgrabung wurde die im Ergebnis der geophysikalischen Prospektion sichtbare Struktur als verbrannte Lehmziegelmauer gedeutet (Becker u. a. 1993; Korfmann 1993, 5–6). Die Grabung ergab jedoch, dass es sich nicht um eine Mauer, sondern um einen in den Felsen geschlagenen Graben handelt.

Darin liegen Sedimente, deren magnetische Eigenschaften verbranntem Lehm täuschend ähnlich sind (Becker/Jansen 1994; Jablonka 1995; Jablonka 1996; Jablonka u. a. 1994; Korfmann 1994, 4; 34–37).

Kolb meint, dieser Graben sei schon von Carl W. Blegen entdeckt worden. Das Troia-Projekt habe dies absichtlich verschwiegen (S. 185). Blegen hat den Graben aber nicht entdeckt. Er beschreibt nur eine Grube, die in den Dimensionen und vielen anderen Details keineswegs dem neu gefundenen Graben entspricht (Blegen u. a. 1953, 393). Zudem ist die genaue Lage des Objekts nicht bekannt³. Ebenso wenig hat der derzeitige Grabungsleiter in Troia, Ernst Pernicka, behauptet, er habe den Graben entdeckt. Das ist in der Tat eine »absurde Behauptung« (S. 229), die aber nicht von Ernst Pernicka stammt, sondern von Hasan Baykal, dem Autor eines von Kolb zitierten Artikels in der Wochenzeitschrift *Die Zeit*.

Der Graben ist keineswegs ein »im ganzen Altertum wohl singuläres Verteidigungssystem« (S. 185), ja ein »derart primitives Defensivsystem«, dass es sogar hinter Befestigungen »des südlichen Balkanraumes« zurückbleibe (S. 190). Der Befund mag schlecht mit Anlagen aus dem Alten Orient oder der Klassischen Antike vergleichbar sein, aber wer auch nur ein paar Beispiele prähistorischer, auch bronzezeitlicher, befestigter Siedlungen gesehen hat, zweifelt nicht an der Funktion der Anlage. Deshalb hat auch noch niemand eine andere Interpretation vorgeschlagen, außer Kolb, der zur Elimination dieses ihn störenden Befundes weit über das sonst in seinem Buch übliche Maß an selektiver Auswahl und Umdeutung von Tatsachen hinaus gehen muss.

Zunächst meint er, die Interpretation gehe auf einen seiner Ansicht nach verfehlten Vergleich mit der Beschreibung des Grabens um das Schiffslager der Griechen in der Ilias zurück (S. 185–186). Nun, solche Vergleiche wurden tatsächlich angestellt, aber erst *nachdem* der Befund als Verteidigungsgraben gedeutet wurde (Mannsperger 1995). Anschließend behauptet er, die Interpretation der Prospektionsergebnisse sei mit »Manipulationen am Plan« (S. 187) willkürlich geändert worden (S. 186–188). In Wahrheit erstreckte sich die Prospektion zunächst nur auf den südlichen Teil des Plateaus, und die vorläufige Interpretation ähnelte Kolbs Planzeichnung⁴. Später wurde bei der Prospektion weiter im Nordwesten vor der Quelhöhle eine mögliche Fortsetzung des Grabens entdeckt. Daraufhin wurden die Prospektionsergebnisse sowohl im Süden (Quadrat f26) als auch im Norden (Quadrat p12) durch Grabungen überprüft. Dabei ergab sich im Süden, dass bisher als Teile des Troia-VI-Grabens interpretierte Linien auf einen zuvor unbekanntem Graben vor der hellenistischen Stadtmauer zurückgehen. Im Norden wurde ein weiteres Stück des Troia-VI-Grabens aufgedeckt (Korfmann 2001, 27–28; 32–36). Im Westen ist der Graben im Ergebnis der Prospektion zum Teil nicht sichtbar, weil er in stumpfem Winkel von Böschungen und der hellenistischen Stadtmauer

3 Korfmann 1992, 128–129 spricht von einem »2 m breiten, mindestens 10 m langen und 1 m tief in den weichen Kalkfelsen geschlagenen Graben, der neben Brandschutt nur Troia VI-Spät-Scherben enthält«, obwohl Blegen ausdrücklich »pit« schreibt und auf dem Plan Abb. 512 eine nur fünf Meter lange Struktur einzeichnet, und zwar mit

einem deutlich hervorgehobenen Abschluss an beiden Enden.

4 Zuletzt noch Jansen/Blindow 2003, Abb. 16, nach Korfmann 2001, Abb. 23. Danach neu Jablonka/Rose 2004, Abb. 3; Jansen 2006, Abb. 12; Jablonka/Pernicka 2009, Abb. 20.

gekreuzt wird. Kolb vertraut wohl darauf, dass seine Leser sich nicht die Mühe machen werden, die Grabungsberichte zu studieren, in denen all dies detailreich publiziert ist.

Zunächst scheint es, in Kolbs Interpretation könnte der Graben wenigstens eine »primitive« Verteidigungsanlage sein. Später wird jedoch über andere, allesamt leicht widerlegbare bis absurde Deutungen des Befundes spekuliert. Im Norden hätte der Graben das aus der Quelhöhle strömende Wasser – im Vergleich zur Breite des Grabens ein Rinnal – ableiten sollen, und zwar durch den in mehr als hundert Meter Entfernung von der Höhle quer zur Fließrichtung gezogenen Graben (S. 187). Angeblich hätten sowohl hellenistisch-römische als auch bronzezeitliche Gräben rund um Troia »das herabfließende Wasser sammeln und möglichst eine Versumpfung des Geländes am Hangfuß sowie das Ausbrechen von Malaria verhindern« sollen (S. 194). Obwohl diese Interpretation den spätbronzezeitlichen Bewohnern Troias immerhin einen bewundernswert hohen Stand medizinischer, umwelthygienischer und wasserbaulicher Kenntnisse zugesteht, ist sie leider auf Grund der Topographie völlig unmöglich. Von den Höhenrücken rund um Troia fließt kein Wasser in die Ebene – das Regenwasser versickert. Sümpfe entstehen durch die Flussläufe in der Ebene, die übrigens in ihrer heutigen Form während der Bronzezeit noch gar nicht existierte. Sie können daher mit hoch oben am Hang angelegten Gräben nicht trockengelegt werden. Immerhin hat Kolb sich die bereits früher geäußerte Kritik, dass das Wasser nicht über die Unterbrechungen des Grabens in den Torbereichen hinweg strömen kann, zu Herzen genommen und schlägt nun sich selbst wieder einmal widersprechend eine andere Funktion des Grabens als Wasserreservoir zum Bewässern landwirtschaftlicher Kulturen sowie als Viehtränke vor (S. 194–195). Dabei beachtet er jedoch nicht, dass die Grabensohle ein Gefälle aufweist und das Gestein waserdurchlässig ist, so dass sich Wasser allenfalls vorübergehend an den Graben-Enden bei den Toren stauen kann. Schließlich meint er in Anlehnung an eine Äußerung Harald Hauptmanns, das Grabensystem sei primär als Umzäunung eines Viehgeheges zu deuten (S. 195). Ein durch einen mehrere Meter breit in den Felsen geschlagenen Graben geschütztes, an die dreißig Hektar großes Viehgehege wäre in der Tat singulär. Zum Schutz der Herden vor Raubtieren setzt man einen Hirten mit ein paar Hunden ein, und Viehpferche bestehen noch heute im Mittelmeerraum aus kleinen Feldsteinmüerchen mit Dornenzweigen als Zaun. Mehr Schutz benötigen Menschen und ihre Herden allerdings, wenn Feinde ins Land kommen, und dann ist selbst ein »primitives Defensivsystem« besser als gar keines.

Kolbs besonderen Unwillen erregen Rekonstruktionen des spätbronzezeitlichen Ortes in Form von Zeichnung, Computergrafiken und Ausstellungsmodellen (S. 180–182; 197; 220; 244 u. a.). Natürlich muss jede Rekonstruktion über das sicher Nachweisbare hinaus eine Vorstellung dessen, was nicht mehr erhalten ist, darstellen – sonst wäre sie keine. Der Vorwurf, Rekonstruktionen seien quasi Fälschungen, trifft deshalb ins Leere. Kolb selbst schreibt: »Die Rekonstruktion eines archäologischen Befundes [...] stützt sich ebenso wie jene eines Textes auf die Kenntnis analoger Phänomene und typologischer und formaler Parallelen« (S. 238). Natürlich ist die Visualisierung von Hypothesen sowohl suggestiv als auch problematisch. Rekonstruktionen sind aber ein nützliches Werkzeug, um einerseits die Interpretationsmöglichkeiten archäologischer Befunde visuell zu überprüfen, andererseits Ergebnisse und Interpretationen auch Nicht-Archäologen zu präsentieren. Selbstverständlich muss auf den hypothetischen Anteil hingewiesen

werden. Ebenso selbstverständlich kann man einen angebotenen Rekonstruktionsvorschlag ablehnen und darüber diskutieren, wie weit man in der Ergänzung des nicht mehr Vorhandenen gehen darf⁵. Prinzipiell ablehnende Fundamentalkritik in diesem Punkt ist jedoch abwegig.

Rekonstruktion bedeutet natürlich *per se*, dass es mehr als *eine* Rekonstruktionsmöglichkeit gibt, abgesehen von unterschiedlicher inhaltlicher Qualität und technischer Umsetzung der Präsentation. So ist es auch zu erklären, dass das Bundesministerium für Bildung und Forschung ein Teilprojekt förderte, in dem, abgesehen vom wissenschaftlichen Nutzen in Form eines Geographischen Informationssystems zu Troia und der Troas, in Zusammenarbeit mit einer Firma eine Virtual-Reality-Präsentation für die Ausstellung in der Bundeskunsthalle in Bonn erstellt wurde, obwohl ein Stuttgarter Freiberufler, der das Angebot zur Mitarbeit ausschlug, bereits Computermodelle von Troia erstellt hatte (Jablonka 2004). Es handelt sich also nicht um »skandalöse Machenschaften« zur Erschleichung von Fördergeldern (S. 244).

Neben der Kritik an einzelnen Befunden der Grabung widmet sich Kolb weiterführenden Gedanken zur Funktion des Platzes. Die These, dass eine von Troias Funktionen die eines Umschlagplatzes im Handel zwischen Agäis- und Schwarzmeergebiet sowie zwischen Anatolien und der Balkanhalbinsel war, ist seiner Ansicht nach »mit einer Eindeutigkeit widerlegt worden, die wohl ihresgleichen sucht« (S. 126). Zwar sind die Meinungen zu dieser Frage wie bei vielen Deutungen historischer Ereignisse und archäologischer Funde naturgemäß geteilt – aber ist es eine fundierte Widerlegung, zahlreiche Arbeiten, in denen Troia auf die eine oder andere Weise, meist im Zusammenhang mit einer Funktion im Handel, als bedeutend dargestellt wird zu referieren, nur um dies alles anschließend in Bausch und Bogen abzulehnen (S. 131)?

Kolb schließt sich denjenigen (z. B. Hänsel 2003) an, die meinen, beim Austausch von Gütern während der Spätbronzezeit sei es vor allem auf Reziprozität, Austausch von Prestige-Geschenken und bürokratisch-zentral gelenkte Redistribution angekommen, es habe jedoch das Element des Gewinnstrebens gefehlt, weshalb man streng genommen nicht von »Handel« sprechen dürfe (S. 133). Nach einer Betrachtung von Funden wie Schiffswracks, die Aufschluss über den Handel während der Spätbronzezeit geben können, kommt Kolb zu dem Schluss, dass dieser insgesamt von geringer Bedeutung war und in der Ägäis ein noch geringeres Volumen hatte als derjenige zwischen Ägypten und der Levante (S. 134–140). Von einer Handelsstadt könne man überhaupt nur bei einem Ort sprechen, dessen Wirtschaftsleben durch den (Fern-)Handel bestimmt wird, nicht schon dann, wenn dort importierte Objekte gefunden werden (S. 140). Dies alles ist eine von mehreren möglichen theoretischen Positionen und Interpretationen zum bronzezeitlichen Handel, wenn auch eine minimalistische. Erinnert man sich beispielsweise an die Tausende Tontäfelchen aus der altassyrischen Handelskolonie Kültepe bei Kayseri, auf denen die penible Buchhaltung privater Händler überliefert ist, wird man sich dieser

5 Brandau u. a. 2004, 163: „Deshalb werden wir auch nie wissen, wie Troia wirklich ausgesehen hat. Wir erwarten von einem kritischen Publikum, zwischen Rekonstruktionsvorschlag und Realität unterscheiden zu können.“

Meinung nicht anschließen. Auch wird gar nicht die Tatsache des Güteraustausches selbst diskutiert, sondern die der historischen Situation angemessenste Terminologie und Theorie.

Kolb kritisiert eine Karte Korfmanns zur möglichen Herkunft von frühbronzezeitlichen Funden aus Troia und meint, dass damals zwar die nordägäischen Inseln, insbesondere Poliochni auf Lemnos, in ein »binnenmäßiges« [?] Tauschsystem integriert waren, Troia aber ein regionales Zentrum mit landwirtschaftlichem Hintergrund war und »vielleicht« Zugang zu Metallvorkommen hatte (S. 141). Schon allein angesichts der Schatzfunde Schliemanns, deren Rohstoffe und Fertigprodukte Verbindungen von Zentralasien und Mesopotamien bis in die Ägäis und auf den Balkan mehr als deutlich zeigen, ist diese Behauptung unverständlich.

In der Tat problematisch ist die Adaption einer Karte von Horst Klengel zu den Handelsverbindungen in der Spätbronzezeit, die Manfred Korfmann für das von Klengel nicht behandelte Anatolien nach seinen eigenen Hypothesen frei ergänzt hat (S. 142 und Abb. 134–135) (Korfmann 1995, Taf. 33). Kolb hat recht, wenn er meint, dies suggeriere falsche Sicherheit. Wenn sich die überregionalen Beziehungen und der Austausch von Gütern im frühbronzezeitlichen Troia überdeutlich abzeichnen, während sie in der Spätbronzezeit viel weniger hervortreten, entspricht dies jedoch nicht den tatsächlichen Verhältnissen. Vielmehr ist es vor allem auf die völlig unterschiedlichen Erhaltungsbedingungen zurückzuführen. Die frühbronzezeitliche Burg fiel mehrfach Bränden zum Opfer, nach denen die Bewohner offenbar nicht mehr in der Lage waren, Gegenstände aus dem Schutt zu bergen. Daher blieben Inventare von Häusern ebenso wie die Schatzfunde erhalten. In den spätbronzezeitlichen Häusern blieb dagegen nichts Wertvolles zurück – unabhängig von der Ursache ihrer Zerstörung. In der Regel findet man vor allem Schutt und Abfälle, die in und zwischen den Ruinen deponiert wurden. Über Art und Umfang des Güteraustausches sagt das nichts aus. Da die Deutung archäologischer Befunde nicht sein eigentliches Metier ist, macht Kolb dieses verzerrte Bild zum Ausgangspunkt seiner Interpretation.

Allerdings enthält sogar Kolbs verschiedenen Publikationen entnommene kurze Liste spätbronzezeitlicher, importierter Objekte aus Troia eine große Vielfalt an Materialien und Herkunftsorten. Im Fall der »ortsfremden« Keramik ist das Verhältnis zwischen tatsächlich importierten und lokal imitierten Gefäßen nach wie vor Gegenstand der Diskussion; die Frage ist durchaus nicht so überwiegend zu Gunsten lokaler Nachahmung entschieden, wie Kolb glaubt (S. 144) (vgl. Mountjoy/Mommsen 2006, 97–102). Aber davon abgesehen: Schon die Tatsache, dass importierte Waren von der lokalen Produktion imitiert wurden, bedeutet, dass es Importe gab, dass nach diesen eine Nachfrage bestand, und dass die Einwohner Troias im Tausch dafür etwas anbieten konnten.

Natürlich gibt es auch Handelsgüter, die unter den Erhaltungsbedingungen in Troia und an vielen anderen Ausgrabungsstätten überhaupt nicht mehr gefunden werden können, zum Beispiel Textilien. Aufgrund der großen Anzahl von Webgewichten und vor allem Spinnwirteln, die er in Troia fand, vermutete aber schon Schliemann, die Textilproduktion dort sei bedeutend gewesen. Kürzlich konnte in interdisziplinärer Zusammenarbeit von Archäologie und Zoologie gezeigt werden, dass während der Spätbronzezeit in Troia aus Purpurschnecken der berühmte und teure Farbstoff zum Färben von Textilien gewonnen wurde. Kolb schreibt dazu: »Funde von Murexschalen dürften auf

eine gewisse Purpurproduktion hinweisen, aber teilweise wohl auch auf den Verzehr von Muscheln« (S. 145) und betont in einer Anmerkung noch einmal, dass die Schnecken auch gegessen wurden. In der von Kolb zitierten Arbeit (Çakırlar/Becks 2009) steht aber ausdrücklich, dass sich Menge und Art der Murex-Schalen aus der Spätbronzezeit so auffällig von jenen aus anderen Perioden unterscheiden, dass man auf ihre Verwendung zur Purpurproduktion schließen kann, während die Schnecken zu anderen Zeitabschnitten der Besiedlung in Troia wohl nur gegessen wurden. Offensichtlich soll die Bedeutung dieser Aussage heruntergespielt werden.

Da Handelswaren am Handelsplatz selbst gar nicht in größeren Mengen liegen bleiben sollten, und eine günstige geographische Lage, wie Kolb sagt, erst zusammen mit anderen Faktoren wirksam wird, muss man immer auch das *Umfeld* eines Ortes betrachten. Das ist keine Flucht »in bereits eindeutig widerlegte Argumente [...] mangels handfester Funde« (S. 145). Troia liegt an der Mündung der Dardanellen an einer Nahtstelle zwischen der von der mykenischen Kultur durchdrungenen Ägäis und dem in der Prähistorie verharrenden Bereich dahinter; das gleiche gilt für seine Position zwischen Mittelmeerraum, Anatolien und Südosteuropa. Es liegt am Rand zweier Welten und als Vermittler zwischen ihnen. Die Zone, in der die Menschen an mykenischer Keramik interessiert waren, endet hier, jenseits der Meerengen wird diese nicht mehr gefunden. Aber es gibt andere Dinge, wie z. B. Ägäische Waffen- und andere Metalltypen im Schwarzmeerraum. Es ist unbestritten, dass die Gesellschaften der Bronzezeit Rohmaterialien und Fertigprodukte austauschten. In Troia ist Gütertausch für die Früh- und Spätbronzezeit nachgewiesen. Eine Diskussion kann nur um das Ausmaß und die Bedeutung dieses Austausches geführt werden, und natürlich zugleich darum, ob es vertretbar ist, diesen unverbindlich und etwas salopp als »Handel« zu bezeichnen (Easton et al. 2002, 101–104; vgl. jetzt auch Burns 2010).

Die Frage, ob eine Durchfahrt durch die Dardanellen mit bronzezeitlichen Schiffen möglich war, wird kontrovers beantwortet. Olaf Höckmanns Arbeit zu diesem Thema (Höckmann 2003) ist keineswegs »substanzlos und voll unzutreffender Behauptungen« (S. 271, Anm. 13), nur weil Höckmann sich – selbstverständlich mit dem Hinweis, dass es auch gegenteilige Meinungen gibt – für diese Möglichkeit ausspricht. Er differenziert klar zwischen verschiedenen Zeitabschnitten und setzt keineswegs, wie Kolb behauptet, antike Verhältnisse »naiv und unmethodisch« (S. 147) für die Spätbronzezeit voraus. Kolb führt Hans-Günter Buchholz als Kronzeugen für die Auffassung an, es habe keine bronzezeitlichen Kontakte zwischen Mittelmeer- und Schwarzmeerraum gegeben. Buchholz hat jedoch selbst auf solche Kontakte hingewiesen – mit einer Publikation zu einem Steinszepter, das auf dem vor der Küste Lykiens gesunkenen Schiff von Ulu Burun gefunden wurde. Solche Szepter gibt es sonst nur im Hinterland der westlichen Schwarzmeerküste (Buchholz 1999).

Allerdings ist es nur von sekundärer Bedeutung, ob bronzezeitliche Schiffe die Durchfahrt durch die Meerengen bewältigen konnten. Troia konnte als Umschlagplatz für Güter aus beiden Richtungen dienen, die hier umgeladen wurden, ohne dass ein Durchfahren der Dardanellen nötig war. Ebenso ist es nicht ausschlaggebend, ob man gebaute Hafenanlagen findet, die, falls es sie gegeben hat, heute mehrere Meter unter dem Alluvium der Skamander-Ebene liegen würden. Für bronzezeitliche Verhältnisse sind Liege-

und Ankerplätze in- und außerhalb der Dardanellen, und Strände, an denen man Boote auffaulen lassen kann, ausreichend.

Der letzte Ankerplatz in der Ägäis vor der Einfahrt in die Dardanellen ist die Beşikbucht, in der Manfred Korfmann unter anderem früh- und spätbronzezeitliche Siedlungen und ein spätbronzezeitliches Gräberfeld ausgegraben hat. Da die Entfernung von Troia nur neun Kilometer beträgt, lag es nahe, die Bucht zu erforschen und sich Gedanken über die Beziehung zwischen den beiden Plätzen zu machen. Kolb ist der irrigen Meinung, Korfmann hätte hier ausschließlich das Schiffslager der Griechen und den Hafen von Troia gesucht (S. 123). Weil die Interpretation des spätbronzezeitlichen Gräberfelds in der Dissertation von Maureen Basedow ergab, dass die Bestatteten wohl weder Händler noch Krieger waren, hätte Korfmann versucht, die Ergebnisse geheim zu halten (S. 126). Er hat die Arbeit jedoch betreut und anschließend in der von ihm herausgegebenen Reihe *Studia Troica Monographien* publiziert. Das kann man wohl kaum »Geheimhaltung« nennen (Basedow 2000). Schon ein Blick auf den Titel eines Vorberichts zu den Grabungen in der Beşikbucht zeigt übrigens, wie vorsichtig Korfmann damals im Hinblick auf zu weit gehende Interpretationen war: »Hafenbucht vor ‚Troja‘ (Hisarlık)« – »vor«, nicht »von«, und Anführungszeichen (Korfmann 1985).

Die Rolle Troias im bronzezeitlichen Gütertausch oder Handel ist also eine Frage, die Raum für eine differenzierte Diskussion bieten könnte. Das gleiche gilt für die Frage, ob das spätbronzezeitliche Troia eine »Stadt« war. Kolb meldet Zweifel an Korfmanns Behauptung an, das spätbronzezeitliche Troia sei eine Palaststadt mit 30–35 Hektar Fläche und bis zu 10000 Einwohnern gewesen (S. 152)⁶. Über die Bezeichnungen »Palaststadt« und die genaue Einwohnerzahl mag man streiten, aber das liefert keine Begründung dafür, einfach von »Korfmanns *fiktivem*, angeblich 30–35 ha großem spätbronzezeitlichen Troia« (S. 155) zu sprechen. Da Kolb die Unterstadt mit den sie umgebenden Verteidigungsgräben kurzerhand als Fiktion ignoriert, kann er die Größe der *Burg* von Troia mit der *Gesamtgröße* anderer Siedlungen vergleichen und Troia bedauernswert klein aussehen lassen. Es gebe andere bronzezeitliche Orte »von Milet im Süden bis Daskyleion im Norden«, die Troia an Größe und Bedeutung überträfen (S. 154). Daskyleion ist nicht einmal ein bronzezeitlicher Ort, sondern der Sitz eines persischen Satrapen. Falsch ist es auch, von einem Siedlungshügel von Assos im Süden der Troas zu sprechen, der Troia den Rang ablaufen könnte (S. 201). Assos ist eine antike Stadt auf einem felsigen Berg, in der bislang nur einige wenige bronzezeitliche Scherben gefunden wurden. Einen aus Kulturschichten bestehenden Siedlungshügel gibt es dort nicht. Ebenso wenig sind in Westkleinasien bronzezeitliche, ummauerte Siedlungen, die wesentlich mehr Einwohner als Troia hatten, bekannt geworden (S. 202). Ganz so klein ist Troia denn doch nicht. Und ist in jeder Epoche immer nur der jeweils größte Ort interessant – und wenn Troia das nicht war, kann es erstens nicht Troia sein, und zweitens lohnt es nicht, sich mit dem Ort überhaupt zu beschäftigen?

Schätzungen prähistorischer Bevölkerungszahlen sind natürlich nicht zuverlässig. Im Wesentlichen gibt es zwei Methoden: Man kann vom agrarischen Potential des Umlan-

⁶ Erstmals Korfmann 1993, 27–28; vgl. Latacz 2010, 154: »... Siedlung von über 300000 qm ummauerter Fläche mit wohl über 5000 Einwohnern«.

des auf die mögliche Bevölkerungszahl schließen oder mit Hilfe ethnologischer oder historischer Analogien und der Siedlungsgröße die Bevölkerungsdichte ermitteln. Mit beiden Methoden kommt man für Troia auf ca. 5000 Einwohner, von Korfmanns »5000 bis 10000« ist die obere Grenze deutlich zu hoch⁷. Kolb stört sich daran, dass »ein gewisser Charles Kolb« diese Methoden entwickelt hat, und hält ihre Anwendung auf spätbronzezeitliche Siedlungen für »selbstverständlich methodisch unzulässig« – warum, sagt er nicht (S. 197). Als unterstützendes Argument zitiert er eine wohl zu niedrige Schätzung der Einwohnerzahl der hethitischen Hauptstadt Hattusa auf 3000–6000 Menschen. Allein in einem einzigen Getreidespeicher aus althethitischer Zeit, der dort entdeckt wurde, konnten jedoch 4300–5900 Tonnen Getreide gelagert werden – der Jahresbedarf für 23000–32000 Menschen (Seeher 2000).

Doch woher nimmt Korfmann seinen Stadtbegriff? Aus Frank Kolbs Buch *Die Stadt im Altertum*, in dem dieser 1984, also vor Beginn der Tübinger Ausgrabungen, schreibt: »Troja VI und VIIa, welche chronologisch für eine Gleichsetzung mit dem homerischen Troja in Frage kommen könnten, waren armselige kleine Siedlungen und können erst recht keinen Anspruch auf eine Benennung als Stadt erheben« (Kolb 1984, 46). Abgesehen davon, dass der pejorative Gebrauch von Adjektiven schon damals keine adäquate wissenschaftliche Bewertung des spätbronzezeitlichen Troia war, und abgesehen auch davon, dass Kolb selbst diese Aussage Jahre später ausdrücklich selbst zurückgenommen hat (Latacz 2010, 29; 398f. Anm. 22a), argumentiert Korfmann, dass dies erst recht nicht zutrifft, wenn außerhalb der damals bekannten Burg eine Unterstadt existierte. Daher schlägt er bereits 1993 vor, Kolbs Terminus »Residenz- und Handelsstadt« als kleinasiatische Ausprägung der »altorientalischen Palast- und/oder Tempelstadt« auf das spätbronzezeitliche Troia anzuwenden⁸. Nachdem ihn das bis 2001 nicht gestört hat, meint Kolb seither, dass Troia kein Vertreter dieses Siedlungstyps ist, und verwahrt sich gegen eine seiner Ansicht nach missbräuchliche Verwendung seines Begriffes (S. 198).

Er argumentiert, dass unter Anwendung eines klar definierten Stadtbegriffs, den er mit dem Prähistoriker Bernhard Hänsel und dem Altorientalisten Hans Nissen teilt, Troia die Kriterien für eine Stadt nicht erfüllt: Langfristige Nutzung, topographische und administrative Geschlossenheit, Mannigfaltigkeit der Bausubstanz, größere Bevölkerungszahl, berufliche Spezialisierung, soziale Differenzierung und eine Funktion als Zentralort für ein Umland. Nun ist dieser Stadtbegriff, der übrigens auf Vere Gordon Childe zurückgeht (Childe 1950), eine typische Listen-Definition mit den bekannten Problemen einer gewissen Belieblichkeit in der Auswahl der Kriterien und einer Dehnbarkeit der Begriffe. Genau *wie* stark, mannigfaltig, geschlossen oder differenziert muss ein Ort sein, um als Stadt zu gelten, und wie kann man das im archäologischen Befund nachweisen? Dazu kommt, dass »Stadt« ein notorisch unscharfer Begriff ist, mit dessen genauer Definition nicht nur die Archäologie, sondern auch die Geographie und andere Wissenschaften Probleme haben. Heute werden ja etwa sowohl Tübingen als auch Istanbul als Stadt bezeichnet. Bezeichnenderweise nennt Kolbs Kronzeuge für einen exakten Stadtbegriff in der Prähistorie, Bernhard Hänsel, seinen eigenen Ausgrabungsplatz Monko-

7 Korfmann 1992, 28, nach Bintliff 1991 und (Charles C.) Kolb 1985; vgl. auch Chamberlain 2006.

8 Korfmann 1993 mit Verweis auf Kolb 1984, 40–51.

donja, eine befestigte Höhensiedlung der Bronzezeit in Istrien, im Titel von Publikationen zwar vorsichtig »protourban«, unterteilt aber im Text und auf Plänen die etwa 150 auf 300 Meter große Siedlung in Akropolis, Oberstadt und Unterstadt⁹. Meine Stadt, deine Stadt – kann es sein, dass nicht nur Korfmann die Bedeutung der eigenen Ausgrabung gerne besonders unterstreicht? Offensichtlich ist hier Differenzierung angebracht. Wenn zwischen einer Metropole, die Assoziationen orientalischer Paläste und Bazare evoziert, und einer armseligen Siedlung kein Raum bleibt, führt die Diskussion nicht weiter.

Kolb meint, dass die Landwirtschaft und Einkünfte aus der agrarischen Produktion des Umlandes für das bronzezeitliche Troia wie für die meisten antiken Orte Anatoliens die Lebensgrundlage waren. In der vielleicht durch Zwangsarbeit der ländlichen Bevölkerung errichteten Burg von Troia VI siedelte vermutlich eine aristokratische Elite, es gab aber nur eine kleine Zahl wirklich wohlhabender Bewohner (S. 151): »Das spätbronzezeitliche ‚Troia‘ war ein politisches und militärisches Zentrum zumindest für einen Teil der Troas, wirtschaftlich scheint die Siedlung aber relativ unbedeutend gewesen zu sein« (S. 152). Oder, wie Kolb schon an anderer Stelle schrieb: »Wir haben immer behauptet, dass Troia VI-Spät eine aristokratische Residenz [...] und ein an einem gewissen Handel beteiligtes regionales Zentrum war«¹⁰. Mit Ausnahme der Begriffe »scheint«, »relativ«, »unbedeutend«, die es Kolb erlauben, eine nur auf den ersten Blick wissenschaftliche Terminologie nach Belieben zu dehnen, kann man dem nur zustimmen. Nachdem er Troia, aber auch Mykene oder Knossos als »Streubesiedlung« bezeichnet hat (S. 196–197), behauptet Kolb nun jedoch (S. 198–202), das spätbronzezeitliche Troia (Troia VI und VIIa) sei keine Stadt gewesen, sondern eine »Burgsiedlung«, ohne seine Meinungsänderung zu begründen.

Es ist richtig, dass das spätbronzezeitliche Troia Siegelgebrauch kaum kennt, bronzezeitliche Schriftzeugnisse bisher mit Ausnahme eines einzigen Siegels nicht gefunden wurden und bildende Kunst wie Skulpturen oder Fresken fehlen. Monumentale Architektur gibt es jedoch, und auch importierte Gegenstände oder in der Spätbronzezeit seltene und exotische Materialien wie Gold, Elfenbein, Glas oder Fayence. Es war keine ausschließlich vom Fernhandel lebende Handelsstadt, aber sehr wohl in Güteraustausch einbezogen. Für lange Zeit war es das Zentrum der Troas. Im Rahmen des regionalen und zeitlichen Umfelds der Bronzezeit und der in der Archäologie üblichen Verwendung des Stadtbegriffs ist das kein Dorf, sondern der Hauptort eines spätbronzezeitlichen Stadtstaates¹¹. In der Bronzezeit der Ägäis und in Westkleinasien repräsentiert Troia die zweithöchste Stufe der Siedlungshierarchie und Zentralisierung – höher stünde nur ein Ort mit Schriftdenkmälern, nachgewiesenem Archiv und repräsentativer, die religiöse und politische Ideologie spiegelnder Bildkunst; aber solche Orte wurden in der Nordwesttürkei und im Nordosten der Ägäis bisher nicht entdeckt.

9 Terzan u. a. 1999, Plan Abb. 7. Außerdem werden ohne entsprechende Funde wie mykenische Keramik Kontakte zur mykenischen Welt postuliert, indem ein Grabhügel als Kuppelgrab (Tholos) interpretiert wird: Hänsel/Terzan 2000.

10 Hertel/Kolb 2003, 86: »We have always maintained that late Troy VI was an aristocratic

residence, [...] and that it was a regional centre involved in some trade.«

11 Aslan u. a. 2003; Bintliff 2002; Easton et al. 2002. Zum Stadtbegriff vgl. Nichols/Charlton 1997; Latacz 2010, 402–404. Anm. 49.

Zur zweiten zentralen Frage, nämlich zur Integration von Archäologie, Schriftquellen und griechischem Epos in ein historisches Gesamtbild des zweiten Jahrtausend v. Chr., muss nicht so ausführlich wie zur Archäologie Troias Stellung genommen werden, da Joachim Latacz in der Neuauflage seines Buchs »Troia und Homer« bereits deutlich und ausführlich auf Kolbs Kritik reagiert hat¹². Kolb ärgert sich darüber, »dass das Epos und die Forschungsgeschichte den bronzezeitlichen Siedlungen auf dem Hügel Hisarlik zu einer Bedeutung verholfen haben, die ihnen in der historischen Realität bei weitem nicht zukam« (S. 156). Die Bedeutung Troias liegt aber eben nicht in der bronzezeitlichen Archäologie allein. Gerade die Frage nach möglichen Beziehungen zwischen Epos, Schriftquellen und Archäologie ist historisch bedeutsam und wissenschaftlich interessant, wenn auch schwierig, da die drei Quellengattungen komplementäre und auf den ersten Blick scheinbar unvereinbare Sichten auf Griechenland und Kleinasien am Ende des zweiten Jahrtausends bieten. Die zeitliche Übereinstimmung zwischen der mykenischen Kultur Griechenlands, Troia VI–VII, Datierungen der Zerstörung Troias durch antike Autoren sowie hethitischen und anderen Schriftquellen des zweiten Jahrtausends mit dem Skeptiker Rolf Hachmann als »einen der bösen Zufälle, die in der Wissenschaft oft eine verhängnisvolle Rolle spielen«, abzutun (S. 48–49) und die ebenfalls weder neue noch tiefgründige Aussage Franz Hampls »die Ilias ist kein Geschichtsbuch« wie ein Mantra repetitiv zu zitieren führt nicht weiter.

Joachim Latacz' Gegenposition zu Kolb kann man so zusammenfassen: Unter den Ruinen des griechisch-römischen Ilion auf dem Hügel Hisarlik liegen die Überreste des Ortes, der bei Homer (W)ilios heißt. Derselbe Platz war der Hauptort des in hethitischen Schriftquellen des zweiten Jahrtausends v. Chr. überlieferten Landes Wilusa. Vielleicht ist darüber hinaus der alternativ zu Ilios gebrauchte Name Troia identisch mit dem Ort Taruisa der hethitischen Quellen. Das ebenfalls in hethitischen Quellen genannte Land Ahhiyawa ist das Land, in dem die bei Homer Achaioi genannten Menschen lebten, also das mykenische Griechenland. Auseinandersetzungen zwischen mykenischen Griechen und westkleinasiatischen Vasallen der Hethiter können den historischen Hintergrund für jene Geschichte bilden, die uns im griechischen Epos schließlich, poetisch verändert und ausgeschmückt, als Troia-Sage überliefert ist. Im Gegensatz zum Eindruck, den Kolb erwecken möchte, zeigt eine parallele Lektüre von Kolb und Latacz mit einem Blick auf die zitierte Fachliteratur, dass dies ein mögliches Szenario ist, das keineswegs nur dem Gräzisten Joachim Latacz, dem Hethitologen Frank Starke und dem Prähistoriker Manfred Korfmann akzeptabel erscheint.

Kolb meint nun (S. 75–85), zahlreiche Motive der Ilias seien von anderen Orten auf Troia übertragen worden. Toponyme der Ilias, einschließlich Troia und Ilion (aber nicht Ilios!), kommen auch in Griechenland vor. Der »Kern« des Mythos sei ein Reflex zwischen vorgriechischen, pelasgischen »Troern« und Griechen in Mittelgriechenland, der Heimat Achills (S. 78). Die äolische Landnahme, bei der die Griechen auch ihre Sagen, Kulte und Ortsnamen »im Gepäck« hatten, spiegelte sich im Epos in der Person Achills wider (S. 79). Insbesondere sei auch der Kult der Athena Ilias erst mit griechischen Siedlern aus dem mittelgriechischen Lokris nach Ilion übertragen worden. Ja sogar Ilos, der eponyme

¹² Latacz 2010, bes.11–40 (Vorwort).

Heros und Stadtgründer von Troia/Ilios, stamme aus Lokrien. Dafür muss allerdings vorausgesetzt werden, dass er mit Oileus, dem Vater des lokrischen Aias der Ilias, identisch ist. Es überrascht nicht, dass diesen keineswegs neuen Thesen bisher nur wenige gefolgt sind¹³. Offen bleibt, warum die Griechen Sagenstoffe von anderen Orten ausgerechnet nach Troia transferierten, an einen Ort, an dem noch zu Homers Zeit gerade einmal einige versprenkte Griechen lebten, und warum bei allem Reichtum der Überlieferung griechischer Sagen und Mythen in zahlreichen Varianten kaum Versionen der Sage erhalten blieben, die den Stoff mit seinem angeblichen Ursprungsort in Griechenland verknüpfen.

Der Ort könne daher in vorgriechischer Zeit nicht Ilios geheißen haben. Der zweite Name *Troië* sei rein adjektivisch, bedeute also »die troische Stadt«, und sei ebenfalls erst von den Griechen auf Nordwestkleinasien übertragen worden: »Einen Ort namens Troia hat es im nordwestlichen Kleinasien nie gegeben« (S. 79). Die meisten des Griechischen Kundigen zählen in der Ilias 106mal *Ilios* und 53mal *Troië*, letzteres natürlich nicht adjektivisch gebraucht (Latacz 2010, 29–30).

Anschließend sucht Kolb nach unterstützenden Argumenten für seine These. Da auf einer Ortsnamenliste im Totentempel Amenophis III. im oberägyptischen Theben ein *W-i-r/l-i-ja* zwischen Orten in Griechenland und auf Kreta genannt wird, spekuliert er, es habe dort einen bis heute nicht wieder entdeckten Ort namens Ilios gegeben, der im 14. Jh. von mykenischen Griechen aus der Peloponnes, die in dieser Inschrift als Landschaft *Danaja* genannt wird (Danaoi ist bei Homer ein weiterer Name für die griechischen Angreifer), zerstört wurde – ein nicht überlieferter Krieg an einem verschwundenen Ort (S. 80–85)!

Wie andere vor ihm meint Kolb, dass die Landschaft Troas in der Späten Bronzezeit *Dardanija* hieß und in ihr die *Dardanoi* lebten (S. 106). Seiner Ansicht nach kommen diese in hethitischen Quellen nicht vor, weil sich der Einflussbereich der Hethiter nicht so weit nach Nordwesten erstreckte. In einer ägyptischen Liste werden sie jedoch als Hilfstruppen des Hethiterkönigs in der Schlacht bei Kadesh genannt. Auch in der Ilias kommen sie natürlich vor, und die Dardanellen tragen noch heute ihren Namen. Hier verstrickt sich Kolb in unauflösbare Widersprüche: Die Dardaner waren den Hethitern zwar unbekannt, stellten ihnen aber Hilfstruppen, die Ilias enthält zwar keine historischen Erinnerungen an das bronzezeitliche Troia, wohl aber an die Dardaner.

Spätestens an dieser Stelle gerät er auch in Widerspruch zu seiner eigenen Behauptung, die ethnologische Forschung habe herausgefunden, »dass mündliche Überlieferung in schriftlosen Kulturen nur über maximal drei Generationen hinweg einigermaßen zuverlässig ist« und dass es »kein Medium gab, das geeignet gewesen wäre, eine Troia-Geschichte auch nur in großen Linien unverändert von der Späten Bronzezeit in die archaische Epoche zu transportieren« (S. 69). Die von Kolb selbst erwähnte Oral Poetry-Forschung kam jedoch bekanntlich zu dem Ergebnis, dass das Medium des von Spezialisten in gebundener Sprache vorgetragenen Epos natürlich einerseits keine *zuverlässige*

13 Kolbs Version, noch bei Bethe 1927: »Oileus«, RE XVII/II (1937) 2175–2187 (Oldfather). Seit 1849 besteht aber bis auf wenige Ausnahmen mit guten Gründen unter Homerforschern Konsens in der Ablehnung der Äoler-These: »Ein bedeutender Irr-

tum aber wäre es, sich vorzustellen, dass diese auf ihre Eroberung von Lesbos, Tenedos und dem Troischen Küstenstreifen stolzen Einwanderer die Ilias als ein Denkmal dieser Eroberungen gedichtet hätten« (Welcker 1849, 42).

historische Überlieferung ist, andererseits aber einen Stoff sehr viel länger als nur über drei Generationen weitergeben kann (Latacz 2010, 321 ff.). Zudem bedient sich Kolb genau jener Methoden, die er seinen Gegnern vorwirft: Er verwendet griechische Sagen und Mythen als Geschichtsbuch und historische Quelle. Mehr noch: Er liest sie nicht so, wie sie überliefert sind, sondern legt verschüttete Reste einer Urfassung frei, unterstellt einen versteckten Subtext, den er wie einen Code entschlüsselt.

Als frühesten Beleg für den Namen Troia in Nordwestkleinasien betrachtet Kolb eine von Carl W. Blegen publizierte Ritzinschrift auf einer Keramikscherbe aus Troia und meint, der Ausgräber Charles Brian Rose kenne diese Scherbe nicht (S. 263, Anm. 5). Blegen spricht aber von einem Stück Troia VI-Früh-Keramik, das auch aus einem Befund dieser Zeit stammt, und meint, dieses sei in archaischer Zeit, als man die Inschrift einritzte, irgendwie an die damalige Oberfläche gelangt und anschließend wieder in die ein Jahrtausend älteren Schichten abgesunken (Blegen et al. 1953, 129 f.). Wenn Blegen hier nicht selbst scherzt, hat ihm (und dem ihn zitierenden Kolb) jemand einen Streich gespielt ...

Da er behauptet, einen Ort Troia habe es an den Dardanellen nie gegeben und der Name Ilios sei frühestens im 11. Jh. v. Chr. auf den Hügel Hisarlık verpflanzt worden, muss Kolb fragen, wie der bronzezeitliche Ort hieß. Er kritisiert zunächst die Gleichsetzung des hethitischen Landes Wilusa mit dem homerischen Ilios, die im Gegensatz zu Latacz' Meinung keineswegs bewiesen sei, und meint: »In Wirklichkeit wissen wir in dieser Hinsicht nichts Definitives« (S. 88). Genau das ist die Position jener Fachleute, etwa Susanne Heinhold-Krahmer und Gerd Steiner, die der Gleichsetzung skeptisch gegenüberstehen und eine Lage von Wilusa in Südwestkleinasien für möglich halten – sie finden Quellenlage und Argumente nicht überzeugend, können aber auch keine von allen Kollegen akzeptierte Alternative anbieten.

Die Namensgleichung (W-)Ilios–Wilusa geht ja nicht erst auf Frank Starke, J. David Hawkins und Joachim Latacz zurück – über die Frage wird seit bald hundert Jahren diskutiert. Es stehen aber seit einiger Zeit neue Quellen zur Verfügung. Die wichtigsten sind eine Bronzetafel mit Orts- und Ländernamen sowie Grenzverläufen, die 1986 in der Hethiter-Hauptstadt Hattusa gefunden wurde, und die zwar schon lange bekannte, aber erst vor wenigen Jahren entzifferte Felsinschrift am Karabel-Pass bei Izmir. Wenn wir auch immer noch nicht über eine in allen Teilen verlässliche Landkarte des Hethiterreiches verfügen, ergeben sich daraus doch neue Anhaltspunkte für die politische Geographie des 2. Jahrtausends v. Chr., die für eine Lage von Wilusa im Nordwesten Kleinasien, also zumindest in der Nähe von Troia, sprechen. Die Lokalisierung von Wilusa hängt dabei unter anderem auch von der Lage des Landes Mira ab. Kolb argumentiert, das Relief von Karabel zeige nach Süden und habe damit von Norden kommenden Reisenden nicht die Grenze des südlich des Passes liegenden Landes anzeigen können (S. 91). Liegt Mira nicht südlich von Karabel, so wird mit einem Domino-Effekt auch die Lokalisierung von Wilusa in der Troas unmöglich. Am Karabel-Pass gab es aber mindestens *drei* Reliefs, von denen meist nur das am besten erhaltene, nach Süden blickende Relief A abgebildet wird. B und C waren jedoch auf die Ansicht von Norden ausgerichtet (Bittel 1939–1941, 186; Hawkins 1998).

Erwartungsgemäß lehnt Kolb Argumente ab, die eine Identifikation von Wilusa mit Troia unterstützen (S. 94–96). So erscheint unter den Schwurgöttern auf dem Vertrag

zwischen dem Hethiterkönig Muwatalli II. und Alaksandu von Wilusa eine Gottheit, deren Name als *..lapaliunas* gelesen werden kann. Manfred Korfmann hielt es für möglich, dass diese Gottheit mit Apollon, bei Homer ein Gott von zentraler Bedeutung für Troia und die Troas, identisch ist (Korfmann 1998a). Apollon ist übrigens auch Garant von Eiden, Schwüren und Verträgen. Korfmann meint, dass dieser Gott in Form von Steilen an den Toren Troias verehrt und möglicherweise von den Griechen aus der hethitisch-luwischen Sphäre übernommen wurde. Unter den im Alaksandu-Vertrag genannten Gottheiten findet sich auch das Logogramm *KASKAL.KUR*, das einen unterirdischen Wasserlauf bezeichnen kann (aber nicht muss). Manfred Korfmann schlug vor, dieses *KASKAL.KUR* auf die Quellhöhle in der Unterstadt von Troia zu beziehen (Korfmann 1998). Beides ist möglich, aber nicht beweisbar, und natürlich kein Beweis für die Identität des hethitischen und des griechischen Orts- und Landesnamens. Dennoch handelt es sich um Möglichkeiten, Indizien, die dafür sprechen, dass sich beide Namen auf denselben Ort beziehen.

Wenn es Troia nie gegeben hat und Ilios nicht Wilusa war, muss Kolb den Ort an anderer Stelle suchen (S. 100–101). Um der Südwest-Kleinasien-Hypothese das gleiche Gewicht wie der Ilios-Hypothese zu verschaffen, benötigt er einen sicher lokalisierbaren Ort, der in anderen Quellen als den hethitischen Dokumenten erwähnt wird, und eine ausreichend große bronzezeitliche Fundstelle. Nun gab es ein Bistum *Ilouza* in Phrygien (Pantazis 2009), das allerdings erst in Ortsnamen- und Bistumslisten seit dem 5. Jh. n. Chr. belegt ist – 1600 Jahre nach der letzten Erwähnung des bronzezeitlichen Wilusa. Leider ist dieses *Ilouza* nicht durch Inschriften oder lokale Münzen mit einer Ruinenstätte zu identifizieren, so dass man nicht weiß, wo der Ort lag. In der »Gegend« im Oberen Mändertal (S. 101) gibt es natürlich bedeutende bronzezeitliche Siedlungshügel, unter ihnen Beycesultan. Nicht dort, aber immerhin im nahe gelegenen Çivril, wurde eine Scherbe mit hieroglyphenluwischer Inschrift gefunden. Hethitologen können diese Fundstellen noch nicht sicher mit schriftlich überlieferten Ortsnamen identifizieren. Hawkins hält es für möglich, dass Beycesultan das Zentrum des Landes Kuwajija war (Hawkins 1998, 31). Sehr häufig liegen auf älteren Ruinenhöfen antike oder byzantinische Siedlungen, so auch in Beycesultan. Deshalb muss dieser Ort aber nicht »das Zentrum des Bistums Ilouza« gewesen sein.

Kolb ist der Ansicht, die Gleichsetzung der griechischen Namen Ilios und Troia mit den hethitischen Pendanten Wilusa und Taruisa sei sprachwissenschaftlich umstritten (S. 91; 100). Das mag insbesondere für Taruisa zutreffen, obwohl es verführerisch ist, dem doppelten griechischen Namen Ilios-Troia ein entsprechendes Paar in den hethitischen Quellen gegenüberzustellen. Aber kann *Ilouza* wegen des Wegfalls des Digamma (F=W) am Anfang griechischer Wörter mit dem viel älteren Namen Wilusa identisch sein? Das Digamma geht zwar schon früh im ionischen Dialekt des Griechischen verloren. Bei Homer steht es daher nicht mehr im Text, es wird aber im Versmaß häufig noch vorausgesetzt – übrigens ein Indiz dafür, dass manche Hexameter der Epen viel älter sind als Homer (Latacz 2010, 379–387). Bei anatolischen Ortsnamen in einer Umgebung, in der die Umgangssprache zum Teil bis in die Römische Kaiserzeit hinein noch nicht griechisch war, bleibt es aber erhalten. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele in Texten und Inschriften. So wird der seit der Hethiterzeit belegte Ortsname Wiyanawanda/Winuwanda (eine Stadt in Lykien) in griechischer Schreibung zu Oinoanda. Das anlautende

W- wird als O- geschrieben, manchmal auch als Ou- und in byzantinischer Zeit als B-, das wie im Neugriechischen als W- ausgesprochen wird. Außerdem wird ein hethitisches oder luwisches s (š) nie als z (Zeta) wiedergegeben. Iouza kann also schon aus sprachlichen Gründen nicht Wilusa sein¹⁴. Es ist also nicht ganz so einfach, Wilusa nach Südwestkleinasien zu verlegen.

Trotzdem resümiert Kolb seine Gegenposition zu Korfmann, Latacz und Starke so (S. 105): Für die These, die Ilias gebe eine Geschichte der Späten Bronzezeit wieder, böten die hethitischen und sonstigen altorientalischen Texte keine Anhaltspunkte; die Identität von Wilusa/Taruisa mit Ilios/Troia sei nicht nachgewiesen; Wilusa sei wahrscheinlich ein hethitischer Vasallenstaat im südwestlichen Kleinasien; die zur Verfügung stehenden Informationen aus der Späten Bronzezeit passten nicht zur Darstellung des Troischen Krieges in der Ilias. Wie bei anderen Skeptikern auch wird im Grunde argumentiert, das Glas sei halb leer, nicht halb voll; die Suppe sei zu dünn; die Quellen seien lückenhaft, widersprüchlich oder mehrdeutig. Was die einen als kumulative, sich gegenseitig stützende Evidenz anführen, betrachten andere als Zirkelschluss. Das bedeutet aber nicht »dass Latacz irrt« (S. 104), sondern, wie Kolb selbst sagt (S. 105), »bewegen wir uns hier im Bereich von Hypothesen.« Tatsächlich vertritt Latacz sehr überzeugt und überzeugend ein Szenario, das alle Quellen – hethitische und ägyptische schriftliche Überlieferung, Archäologie, griechische Sprache und Epos – zu einem konsistenten Narrativ integriert. Man muss dem nicht folgen und darf darauf hinweisen, dass diese große Erzählung noch keine in allen Teilen mit letzter Sicherheit beweisbare Wahrheit ist (Latacz 2010, 367–368). Aber ohne überzeugende Alternative oder auch nur Widerlegung mit fehlerhaften Argumenten einen Forschungskandal zu konstruieren, ist nicht hilfreich.

Trägt schon die bisherige Argumentation Züge einer Verschwörungstheorie, so wird diese in den abschließenden Kapiteln zu einer troianischen Weltverschwörung ausgebaut – das dritte große und für den Autor anscheinend wichtigste Thema des Buches. Schon im Vorwort bekennt Kolb: »Der ‚Zorn‘ richtet sich gegen die Vermischung von Wissenschaft mit Politik und wirtschaftlichen Interessen, [...] gegen den Versuch, wissenschaftlichen Diskurs durch öffentliches Deutungsmonopol zu ersetzen, gegen komplizenhaftes Schweigen« (S. 9). Bislang wurde uns der verstorbene Grabungsleiter Manfred Korfmann als intellektuell zweitrangiger, wissenschaftlich halbgebildeter Phantast vorgestellt, der sich auf ein Kartell des Schweigens unter seinen Kollegen stützt, um die Öffentlichkeit von seiner Sicht der Dinge zu überzeugen. Nun (S. 203–252) sehen wir ihn als Drahtzieher und Profiteur eines Komplotts von Akteuren der Weltpolitik und Führern transnationaler Konzerne, die Europa schwächen wollen, indem sie Homer dem Abendland stehlen und den Türken schenken, um die Türkei in die Europäische Union zu führen. Unversehens gerät das Buch zu einer Art *Protokolle der Weisen von Zion* der Archäologie.

Kolb beginnt mit einer Kultur- und Gesellschaftskritik, die an ein Unbehagen appelliert, das wahrscheinlich auch viele seiner Leser spüren, und hofft so auf Sympathie. Das Ideal einer zweckfreien Erkenntnis sei mit der zunehmenden Unterwerfung von Wissen

14 Latacz 2010, 32 mit Anm. 4h und pers. Mitt.
Frank Starke.

und Wissenschaft unter den Warencharakter verloren gegangen. Das zentrale Problem sei, »dass der akademische Bereich und die Wissenschaft nicht weniger korrumpiert sind als die übrigen Lebensbereiche, [...] insbesondere, seit die Politik die Prinzipien des wirtschaftlichen Wettbewerbs auf die Universitäten übertragen hat.« Geforscht werde nur noch, um Fördermittel und Sponsorengelder zu verbuchen, nicht mehr, um eine Frage zu beantworten (S. 244–246). Außerdem drängen »mit der Überzeugung des postmodernen Dekonstruktivismus, dass die Humanwissenschaften nicht mit Fakten, sondern mit Meinungen operieren«, fragwürdige Geschichtsbilder in die Wissenschaft vor (S. 243).

Korfmanns Arbeit in Troia soll ein typisches und besonders skandalöses Beispiel einer solchen »Pseudoarchäologie« darstellen (S. 242)¹⁵. Zum Vergleich führt Kolb nationalistische Archäologie in Indien an. Diese behauptet in der Hindu-Version, dass die gesamte menschliche Zivilisation ihren Ursprung in Indien hat und der Westen seine Technologie bis hin zu Flugzeugen und Kernwaffen mit Hilfe der Übersetzung des Rigveda durch Max Friedrich Müller von den Indo-Ariern gestohlen habe. In der tamilischen Version lag der Ursprung der Zivilisation in deren Urheimat auf dem im Indischen Ozean versunkenen Kontinent Lemuria. Nun, das klingt eher nach den Thesen jener, die in Troia das versunkene Atlantis suchen wollen, oder nach Teilen von Kolbs eigener Argumentation als nach Korfmann und Latacz.

Wie lässt sich aber erklären, dass das »pseudowissenschaftliche Kartenhaus« von »Korfmanns und Latacz' Troia-Fiktion« immer noch ernst genommen wird – und das, obwohl diese angeblich schon vor Jahren von einem australischen Journalisten als »Betrug von epischen Dimensionen« bezeichnet wurde (S. 203)¹⁶? Einfach damit, dass die Troia-Forschung nach Kolbs Ansicht keine Wissenschaft betreibt, sondern ganz andere, sinistre Ziele verfolgt. Der Troia-Forscher Manfred Korfmann sei eine Art Mafia-Pate gewesen, der ein »strategisches Netzwerk« sowie den »Einfluss von Politik, Geld und Medien« (S. 204) für seine »skrupellose Jagd nach Geld« (S. 244) eingesetzt habe. Als Beleg wird erneut ein anonymer Brief zitiert, diesmal von einem Mitglied der American School in Athens, in dem Kolb nahegelegt wurde, vorsichtig zu sein, denn es sei viel Geld im Spiel (S. 203).

Dieses strategische Netzwerk bestand zunächst aus der Einbeziehung der Universität Cincinnati, die schon in den 1930er-Jahren in Troia gegraben hatte, und den Verbindungen von Joachim Latacz zu Homer-Spezialisten in England und den USA. Sein Einfluss habe bewirkt, dass in einem – ausdrücklich als Diskussionsforum bezeichneten – Bereich des *American Journal of Archaeology* nicht nur ein Artikel von Kolb, sondern auch einer von Mitarbeitern des Troia-Projektes erscheinen durfte (S. 204) (Kolb 2004; Jablonka/Rose 2004). Doch die Verschwörer sitzen überall. Die Komplizenschaft der wissenschaftlichen Fachwelt stelle sich als »Schweigen oder gar publizierte Verharmlosung« dar (S. 233). Daher habe Kolb auch darauf verzichtet, sich an die Ethikkommission der Univer-

15 Damit dieser Terminus nicht als unsachliche Invektive, sondern als wissenschaftliche Definition aufgefasst wird, beruft sich Kolb auf Fagan 2006.

16 Wie auch bei Latacz 2010, 30–31, nachzulesen ist, hat Luke Slattery, der besagte Journalist, mir schriftlich versichert, dass er das niemals be-

hauptet hat. In seinem Artikel steht auch nichts davon – Luke Slattery vermutet, dass sich der nicht von ihm stammende, von Kolb zitierte Titel auf das Troianische Pferd bezieht – aber wer wird sich die Mühe machen, den *Australian Financial Review* zu lesen, um Kolbs Behauptung zu überprüfen?

sität Tübingen oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu wenden, die »angesichts des von Korfmann gespannten dichten Netzwerkes« dessen Verstöße sowieso »entschuldig und bagatellisiert« hätte (S. 234). Die akademische Forschung in Deutschland – eine nach Art der italienischen Mafia dem Prinzip der *Omertà* verpflichtete Gemeinschaft ...

Manfred Korfmann soll aber auch auf Grund seiner Beziehungen in der Lage gewesen sein, die Medien so zu kontrollieren, dass sie willfährig die »von der Propaganda-Abteilung der Troia-Grabung lancierten Medien-Enten« (S. 208) und wissenschaftliche Standards verletzenden Behauptungen wiederholten. Der von ihm erzeugte »Medienrummel« sicherte die Finanzierung seiner Machenschaften (S. 18). Hier unterschätzt Kolb die Professionalität von Journalisten, die meist auch nach einer Pressereise in die Türkei noch über ein ungetrübtes Urteil verfügen. Abgesehen davon zitiert er selbst zahlreiche Beiträge aus Zeitungen und Zeitschriften, die Korfmanns und Latacz' Ansichten kritisieren (z. B. S. 214–225). Das widerspricht natürlich der behaupteten Kontrolle der Medien durch Korfmann und seine Anhänger.

Natürlich war all das nur möglich, weil das troianische Netzwerk dank seinen Verbindungen zur Wirtschaft über entsprechende Geldmittel verfügte. Schon 1988 war der Hauptsponsor gefunden, die damalige Mercedes-Benz AG mit ihrem Vorstand Edzard Reuter, Lenker eines Großkonzerns, aber nach Kolbs Ansicht selbst von Korfmann und seinen Verbündeten gelenkt, so sehr, dass er sich vermutlich sogar Passagen seiner Autobiographie von Joachim Latacz in die Feder diktieren ließ (S. 206). Tatsächlich ist das in dieser Form nicht wiederholbare Engagement des Konzerns sicher auch einer Verknüpfung persönlicher Schicksale mit den Wechselfällen der deutschen Geschichte zu verdanken: Edzard Reuter, Sohn des Regierenden Bürgermeisters von Berlin nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, Ernst Reuter, hatte glückliche Kindheitsjahre in der Türkei verbracht, wohin die Familie vor den Nationalsozialisten geflüchtet war. Übrigens trug Daimler während eines Jahrzehnts höchstens ein Drittel zum Budget des Troia-Projekts bei, das also keineswegs ausschließlich von einer Firma abhängig war.

In dieser Konstellation kam es nach Kolbs Ansicht zu einer von den Interessen der Mächtigen gesteuerten Verquickung von Wirtschaft und Politik über die Schnittstelle der Troia-Archäologie. »Der Konzern« habe »Political Engineering« betrieben. Beleg dafür sei, dass zur Vorbereitung der Troia-Ausstellung 2001 Gespräche auf politischer Ebene stattfanden (S. 209). Natürlich kann man eine Ausstellung in Deutschland, in der Funde aus der Türkei gezeigt werden, ohne solche Vorgespräche nicht realisieren. Kolb meint aber, dass der Konzern wegen seines Engagements in der Türkei und den vielen bei Daimler arbeitenden Türken Troia zum Ort des kulturellen Austausches stilisieren wollte (S. 207). Natürlich gilt für öffentliche wie private Forschungsförderung, dass die Interessen von Geldgebern und -empfängern nicht immer deckungsgleich sein werden. Das ist jedoch triviale Lebensrealität und nicht schon *per se* skandalös.

Mehrfach macht Kolb eine politische Instrumentalisierung des Mythos durch das Troia-Projekt und seine Sponsoren da aus, wo diese nicht vorliegt. Der alljährlich im Odeion von Troia verliehene Homerpreis (2004 an Christa Wolf) wurde nicht von Daimler, sondern von der Stadt Çanakkale gestiftet (S. 208). Auch die symbolische Ausrufung der Region, Kriegsschauplatz von der Troia-Sage bis zur Dardanellenschlacht des Ersten Weltkriegs, zur »Friedensregion« ist eine Idee türkischer Politiker und Intellektueller. Das Projekt eines »UNESCO-Nationalparks Troia« wurde nicht in die Wege geleitet, »um

die Dürtigkeit der Grabungsergebnisse zu überdecken« (S. 204). Dem Beispiel anderer archäologischer Stätten folgend und nach Planungen, die bis in die 1970er Jahre zurückgehen, erklärte das türkische Forstministerium die Region um Troia 1996 zum Historischen Nationalpark. Ebenfalls auf Betreiben der türkischen Regierung wurde Troia 1998 auf die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO gesetzt. Es versteht sich von selbst, dass Korfmann diese dem Schutz der Fundstelle und ihrer Umgebung dienenden Bestrebungen unterstützte.

Eine politische Lesart der Troia-Sage als erste große Auseinandersetzung zwischen Ost und West liegt so nahe, dass der Stoff bekanntlich von den Perserkriegen bis zum Ersten Weltkrieg immer wieder so interpretiert wurde. Natürlich ließ sich die Geschichte auch sehr gut in die republikanisch-kemalistische türkische Staatsideologie des »Anatolismus« einbauen (Kranz 1998; Özdoğan 1998). Dass der türkische Staatspräsident bei der Eröffnung der Troia-Ausstellung 2001 solche Töne anklingen ließ (S. 20), ist nicht verwunderlich. Man kann kritisieren, dass sich Manfred Korfmann durch einen unzureichend reflektierten Gebrauch des Begriffes »Anatolien« sowie durch seine wohlmeinende, starke Betonung kultureller Verbindungen zwischen der Türkei und Europa eher naiv als kritisch in eine Position begeben hatte, die von politischen Kräften ausgenutzt werden kann und angreifbar ist. »Gut gemeint« ist leider oft nicht gleichbedeutend mit »gut«. Keineswegs war er aber die zentrale Figur einer pro-türkischen Verschwörung von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik gegen Europa.

Die Kehrseite der Medaille ist die europäische Instrumentalisierung des Mythos als Gegenüberstellung von siegreichen, zivilisierten Griechen-Europäern und unterlegenen, barbarischen Trojanern-Türken. Kolb scheint dieser Lesart nicht abgeneigt zu sein. Er ergeht sich in einem launigen Exkurs über die Verwendung der Bezeichnung »Türke« als Schimpfwort (S. 30). Seiner eigenen Erfahrung nach fehlt der türkischen Landbevölkerung jedes Verständnis für die klassischen Stätten, neben denen sie lebt. Die Tatsache, dass wichtige Kulturleistungen der Antike auf dem Boden der heutigen Türkei erbracht wurden, gibt dieser daher kein Anrecht auf Teilhabe an den Wurzeln der europäischen Kultur (S. 31). Überhaupt sei »der Einfluss der Kulturen des Alten Orients auf die ägäische Welt [...] in den vergangenen Jahren [...] vielleicht in teilweise exzessiver Weise betont worden« (S. 67). Es »lässt sich in der neueren Forschung [...] eher eine dem Zeitgeist huldigende, übertriebene Tendenz zur Herleitung von Anregungen aus dem Orient [...] in der griechischen Literatur feststellen« (S. 113). Schließlich mokiert sich Kolb darüber, dass Hüseyin Baraner, Chef eines Touristik-Unternehmens, in Çanakkale eine Konferenz zum Thema »Frieden und Tourismus« veranstaltete, um die Troas für den Tourismus attraktiver zu machen: »Würde dies Wirklichkeit, so hätte man die verlockende Gelegenheit, im Fünf-Sterne-Hotel ‚Troia-Frieden‘ bei schwäbischem Essen und türkischer Musik im Sinne Korfmanns die endgültige Verschmelzung von Islam und Christentum, die Aufnahme des Troianischen Türkei-Pferdes in die Europäische Union und die Wiederauf-erstehung ‚Troias‘ nicht als Handels-, aber als Tourismus-Metropole zu feiern« (S. 250). Hinter diesem schrägen Humor lauert die Angst – vor dem Untergang des Abendlandes¹⁷.

17 Ernst 2004, 249: »Der hinter Disziplinen wie Archäologie und Historie diskursiv versteckte

Einsatz: im aktuellen Kampf um Troja geht um die Grenzen des Abendlands, so konkret ist das.«

Doch selbst innerhalb der europäischen Kulturgemeinschaft muss man auf der Hut sein. Zwar gibt es keinen Zweifel, »dass Schliemann log und betrog«. Ungeachtet dessen sei die Beschreibung der Begegnung zwischen dem Deutschen Heinrich Schliemann und dem Engländer Frank Calvert, der schon zuvor mit Ausgrabungen in Hisarlık-Troia begonnen hatte, »in der angelsächsischen Forschung« ein »Versuch, Schliemann als Betrüger und Fälscher in wissenschaftlichen Fragen darzustellen« (S. 47). Darüber hinaus könnte die von angelsächsischen Prähistorikern aufgestellte Hypothese, die ersten Bauern hätten schon im Neolithikum die indoeuropäischen Sprachen aus Anatolien nach Europa gebracht, Teil einer protürkischen Kampagne sein, zumindest kursiere diese Behauptung unter rechtsgerichteten Gruppierungen im Internet (S. 35). *Perfides Albion!* Nun, all das ist auch eine politische Agenda, und zwar eine, die wir schon längst überwunden glaubten¹⁸.

Seit 2001 versucht Kolb nun, die seriöse, aufgeklärte und kritische historische Wissenschaft gegen die von ihm unterstellten Machenschaften der Troia-Archäologen zu verteidigen, von denen er sich geradezu körperlich angegriffen und bedroht fühlt: »Der Spaten als Waffe« (S. 115–126). In einer sehr persönlich gefärbten Darstellung des damals losgebrochenen Troia-Streites stellt er zunächst klar, dass nicht er, sondern sein Gegner, der »Müll-Forscher« und »König von Troia« (S. 115) Manfred Korfmann den Anstoß hierfür gab, und zwar sozusagen mit einem Luftangriff in Gestalt eines Interviews im Luft-hansa-Bordmagazin im Juli 2001 (S. 115). Eine Erwiderung Kolbs folgte in der *Berliner Morgenpost* (Ausgabe vom 13.07.2001) (S. 213). Sein subjektiver Bericht über den Schlagabtausch in den Massenmedien, vor Gericht, mit Vorträgen und bei der Troia-Konferenz an der Universität Tübingen am 15.–16.02.2002 mag als Fußnote zur Forschungsgeschichte sogar von Interesse sein (S. 203–231).

Diese Darstellung enthält die typischen Ingredienzien aller Verschwörungstheorien. Kolb spricht zunächst tatsächliche Strukturprobleme des heutigen Wissenschaftsbetriebes an, die nicht nur bei ihm zu einem zunehmenden Gefühl der Entfremdung führen. Als Ursache für dieses Gefühl vermutet er, dass hinter dem Alltag dieses Betriebes andere ein Spiel treiben, von dem er und die mit ihm sympathisierenden Leser seines Buches ausgeschlossen bleiben. Indizien dafür liefern tatsächliche oder angebliche Widersprüche, Fehler oder Unklarheiten in der Archäologie Troias ebenso wie in den griechischen Epen. Es muss immer eine verborgene, wahre Lesart geben – hinter dem Text der Ilias ebenso wie hinter den Darstellungen der Ergebnisse der Troia-Forschung. Ist die Aufmerksamkeit erst einmal in diese Richtung gelenkt, kann man natürlich immer neue Details suchen und so interpretieren, dass sich der Anfangsverdacht bestätigt. Am Ende fühlt man sich angegriffen, ist zornig, hat das Gefühl, gegen einen übermächtigen Feind zu kämpfen, mit dem die Gegner im Bunde stehen, versteckt seine Ängste häufig hinter dem Stilmittel eines latent aggressiven Sarkasmus. Bald ist es eine ausgemachte Sache, dass es den Gegnern nicht um die Wissenschaft, sondern in Wirklichkeit um eine ganz andere Agenda geht. Diese ist Teil eines großen Spiels, in dem wir alle Marionetten sind, während hinter den Kulissen mächtige Akteure aus Wirtschaft

18 Gelegentlich verleiht Kolb seinen politischen Präferenzen noch deutlicher Ausdruck: »Dass Kolbs Kopf noch auf dem Halse sitzt, mag überraschen, wenn man ihn gelassen aussprechen hört, was mancher sich nur im stillen Kämmerlein zu

denken traut: ‚Das demokratische Prinzip ist der Tod der Universität‘« (im Gespräch mit Kristina Maidt-Zinke, *Süddeutsche Zeitung*, 16.02.2002, 17).

und Politik die Fäden ziehen. Und gerade weil diese Akteure verborgen bleiben und ihnen somit alles zugeschrieben werden kann, bietet eine solche Verschwörungstheorie den Gläubigen eine umfassende Welterklärung an. Ähnliche Züge zeigen andere Formen dissidenter Wissenschaftskritik, etwa aus dem Lager jener »Klimaskeptiker«, die eine anthropogene Erderwärmung leugnen (Gilman 2010).

Was bleibt also von dem eingangs erhobenen Vorwurf, mit dem Beginn der Tübinger Grabungen seit 1988 sei »Troia« zum Tatort von Verstößen gegen wissenschaftliche Prinzipien, begleitet von politischer Instrumentalisierung des Mythos, des Grabungsortes und der Archäologie, geworden (S. 15)? Kolbs Anklagepunkte, die er gegen Ende des Buches noch einmal zusammenfasst (S. 234), lassen sich, wie gezeigt wurde, allesamt widerlegen. Sein Thema ist nur scheinbar eine Auseinandersetzung mit der Troia-Forschung seit Schliemann und besonders seit dem Beginn der Tübinger Grabungen im Jahr 1988. Vielmehr konzentriert er sich auf einen einzigen Teilaspekt: Die Frage nach einem möglichen Zusammenhang zwischen griechischem Epos, Schriftquellen des 2. Jahrtausends v. Chr. und der Archäologie. Hier vertritt er einen minimalistischen Standpunkt, der dem vor allem von Joachim Latacz entworfenen Szenario diametral entgegengesetzt ist. Beide Standpunkte sind nicht neu: Bewahrt Homer Erinnerungen an ältere historische Ereignisse, die mit dem Ort der Sage in Verbindung stehen, oder ist die Troia-Sage weitgehend fiktiv, in der uns vorliegenden Fassung erst in der Eisenzeit entstanden und lässt sich mit historischen Quellen oder archäologischen Entdeckungen nicht verbinden? Das Szenario von Latacz hat aber den Vorzug, möglichst alle, auch neueste Quellen, einzubeziehen und zu einem konsistenten Bild zu verbinden.

Kolb könnte sich daher darauf beschränken, seine Auffassung darzustellen. Das tut er aber nicht, sondern er versucht mit beträchtlichem rhetorischen Aufwand, andere Meinungen als falsch, unsinnig, ja sogar absichtlich irreführend zu skandalisieren. Zentral sind für ihn Geltungsdrang und Machtstreben. Es geht um die »Deutungshoheit« in einer Streitfrage, darum, die eigene Meinung durchzusetzen und keine andere gelten zu lassen, nicht um Diskussion und Dialog. Homer, die griechische Überlieferung muss den Europäern gehören, nicht den Türken (S. 28–39), den Althistorikern, nicht den Archäologen (S. 115–119), Schliemann den Deutschen, nicht den Engländern (S. 47), der derzeit in Moskau aufbewahrte »Schatz des Priamos« ebenfalls den Deutschen, nicht den Türken, schon gar nicht den Russen (S. 204).

Scheinbar überzeugend wirkt seine Argumentation nur durch eine doppelte Unterstellung. Zunächst setzt er voraus, dass die Archäologie in Troia ausschließlich nach materiellen Beweisen für einen historischen Hintergrund der Troia-Sage in der Spätbronzezeit sucht. Dann zitiert er bevorzugt aus Interviews und Artikeln in Massenmedien, wobei er unterstellt, Korfmann und seine Mitstreiter hätten diese »den Journalisten in die Feder geschrieben«. Da sich die Medien aber an einem Publikum orientieren, das vor allem interessiert, ob Helena wirklich schön war, der troianische Krieg tatsächlich stattgefunden hat und das in Troia zu sehende hölzerne Pferd echt ist, kann Kolb den Eindruck erwecken, auch die Archäologie beschäftige sich bevorzugt mit diesen Themen. Seine Mischung einer Behandlung wissenschaftlicher Fragen mit zeitkritischen Betrachtungen zu Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Medien wird viele Leser ansprechen, weil sie eine Betrachtung tatsächlicher Probleme geschickt mit tiefsitzenden Gefühlen, Vorurteilen und Ressentiments verbindet.

Zur Bedeutung der Archäologie in diesem Zusammenhang kann man lapidar feststellen: Schon Schliemann hätte unter den Ruinen des griechisch-römischen Ilios gar nichts finden können. Damit wäre die Frage nach einem möglichen Zusammenhang des Ortes sowohl mit der Troia-Sage als auch mit bronzezeitlichen Schriftquellen im Sinne Kolbs entschieden gewesen. Schliemann fand aber den Hauptort der Landschaft seit dem Beginn der Bronzezeit. Dessen Bild wurde durch die neuen Grabungen seit 1988 noch einmal wesentlich verändert und besonders für die Spätbronzezeit erweitert. Die Frage darf und wird daher weiterhin diskutiert werden. Kolb beendet sein Buch mit einer Anekdote: In Mecklenburg-Vorpommern, wo Heinrich Schliemann seine Kindheit verbrachte, gibt es einen Ort, der früher Krümmel Krug hieß, eine Pferdewechselstation an einer Handelsstraße. Nach Schliemanns Tod sei der Ort in Troja umbenannt worden – Krümmel Krug ist Troja und war ein Handelsknotenpunkt! Eine Nennung im *Staatskalender für Mecklenburg-Schwerin* des Jahres 1793 belegt jedoch, dass der Ort schon mindestens hundert Jahre vor Schliemanns Tod so hieß¹⁹. Wenn selbst dieses Troja älter ist, als Kolb glaubt, kann man auch für Troia-Ilios an den Dardanellen in mancher Hinsicht zuversichtlich sein.

Peter Jablonka, Tübingen

Literaturverzeichnis

- Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg u. a. 2001**
Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg u. a. (Hrsg.), Troia – Traum und Wirklichkeit. Begleitband zur Ausstellung (Stuttgart 2001).
- Aslan u. a. 2003**
R. Aslan/G. Bieg/P. Jablonka/P. Krönneck, Die mittel- bis spätbronzezeitliche Besiedlung (Troia VI und Troia VIIa) der Troas und der Gelibolu-Halbinsel. Ein Überblick. *Studia Troica* 13, 2003, 165–216.
- Basedow 2000**
M. A. Basedow, Beşik-Tepe: das bronzezeitliche Gräberfeld. *Studia Troica Monogr.* 1 (Mainz 2000).
- Becker u. a. 1993**
H. Becker/J. Faßbinder/H. G. Jansen, Magnetische Prospektion in der Untersiedlung von Troia 1992. *Studia Troica* 3, 1993, 117–134.
- Becker/Jansen 1994**
H. Becker/H. G. Jansen, Magnetische Prospektion 1993 der Unterstadt von Troia und Ilios. *Studia Troica* 4, 1994, 105–114.
- Bethe 1927**
E. Bethe, Dichtung und Sage III. Die Sage vom troischen Krieg (Leipzig, Berlin 1927).
- Bintliff 1991**
J. M. Bintliff, Troja und seine Paläolandschaften. In: E. Olshausen/H. Sonnabend, Stuttgarter Kolloquium zur historischen Geographie des Altertums 2, 1984 und 3, 1987. *Geographica Historica* 5, 1991, 83–131.
- Bintliff 2002**
J. M. Bintliff, Rethinking Early Mediterranean Urbanism. In: R. Aslan/S. Blum/G. Kastl/F. Schweizer/D. Thumm (Hrsg.), Mauerschau: Festschrift für Manfred Korfmann (Remshalden-Grünbach 2002) 153–178.
- Bittel 1939–1941**
K. Bittel, Die Reliefs am Karabel bei Nif (Kemal Paşa). *Archiv für Orientforschung* 13, 1939–1941, 181–193.
- Blegen et al. 1953**
C. W. Blegen/J. L. Caskey/M. Rawson, Troy 3. The Sixth Settlement (Princeton 1953).

¹⁹ Udo Funk in: <http://www.geschichtsspuren.m-vp.de/thema09.htm> (besucht am 10.01.2011).

- Brandau u. a. 2004**
B. Brandau/H. Schickert/P. Jablonka, Troia wie es wirklich aussah (München 2004).
- Buchholz 1999**
H.-G. Buchholz, Ein außergewöhnliches Steinzepter im östlichen Mittelmeer. *Prähist. Zeitschr.* 74/1, 1999, 68–78.
- Burns 2010**
B. E. Burns, Mycenaean Greece, Mediterranean Commerce, and the Formation of Identity (New York 2010).
- Çakırlar/Becks 2009**
C. Çakırlar/R. Becks, »Murex« dye production at Troia: assessment of archaeomalacological data from old and new excavations. *Studia Troica* 18, 2009, 87–103.
- Chamberlain 2006**
A. T. Chamberlain, *Demography in Archaeology*. Cambridge Manuals in Archaeology (Cambridge 2006).
- Childe 1950**
V. G. Childe, The urban revolution. *Town Planning Review* 22/1, 1950, 3–17.
- Easton et al. 2002**
D. F. Easton/J. D. Hawkins/A. G. Sherratt/E. S. Sherratt, Troy in recent perspective. *Anatolian Stud.* 52, 2002, 75–109.
- Ernst 2004**
W. Ernst, Denkerkrieg. Troja zwischen Medien und Archäologie. In: K. Ebeling/K. Altekamp/S. Altekamp (Hrsg.), *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten* (Frankfurt a. M. 2004) 233–251.
- Fagan 2006**
G. G. Fagan (Hrsg.), *Archaeological Fantasies: How Pseudoarchaeology Misrepresents the Past and Misleads the Public* (London 2006).
- Frank et al. 2002**
N. Frank/A. Mangini/M. Korfmann, 230TH/U Dating of the Trojan »water quarries«. *Archaeometry* 44, 2002, 305–314.
- Gilman 2010**
L. Gilman, An intellectual black hole. *Nature* 468, 2010, 508.
- Greaves 2010**
A. M. Greaves, Western Anatolia. In: E. H. Cline (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the Bronze Age Aegean* (ca. 3000–1000 BC) (New York 2010) 877–889.
- Hänsel 2003**
B. Hänsel, Troia im Tausch- und Handelsverkehr der Ägäis oder Troia ein Handelsplatz? In: C. Ulf (Hrsg.), *Der neue Streit um Troia. Eine Bilanz* (München 2003) 105–119.
- Hänsel/Teržan 2000**
B. Hänsel/B. Teržan, Ein bronzezeitliches Kuppelgrab außerhalb der mykenischen Welt im Norden der Adria. *Prähist. Zeitschr.* 75, 2000, 161–183.
- Hawkins 1998**
J. D. Hawkins, »Tarkondemos«. Boğazköy sealings and Karabel. *Anatolian Studies* 48, 1998, 1–31.
- Hertel/Kolb 2003**
D. Hertel/F. Kolb, Troy in Clearer Perspective. *Anatolian Studies* 53, 2003, 71–88.
- Höckmann 2003**
O. Höckmann, Zu früher Seefahrt in den Meerengen. *Studia Troica* 13, 2003, 133–160.
- Jablonka 1995**
P. Jablonka, Ausgrabungen im Süden der Unterstadt von Troia im Bereich des Troia VI-Verteidigungsgrabens. Grabungsbericht 1994. *Studia Troica* 5, 1995, 39–80.
- Jablonka 1996**
P. Jablonka, Ausgrabungen im Süden der Unterstadt von Troia. Grabungsbericht 1995. *Studia Troica* 6, 1996, 65–96.
- Jablonka 2001**
P. Jablonka, Eine Stadtmauer aus Holz. Das Bollwerk der Unterstadt von Troia II. In: *Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg u. a.* (Hrsg.), *Troia – Traum und Wirklichkeit*. Begleitband zur Ausstellung (Stuttgart 2001) 391–394.
- Jablonka 2004**
P. Jablonka, Reconstructing sites and archives: information and presentation systems at Troy. In: *Magistrat der Stadt Wien – Referat Kulturelles Erbe – Stadtarchäologie Wien* (Hrsg.), *Enter the Past. The E-way into the Four Dimensions of Cultural Heritage*. Proceedings of the 31st CAA (Computer Applications and Quantitative Methods in Archaeology) conference, Vienna, Austria, April 2003. BAR Internat. Ser. 1227 (Oxford 2004) 281–285.
- Jablonka 2005**
P. Jablonka, Vorbericht zum archäologischen Survey im Stadtgebiet von Troia. *Studia Troica* 15, 2005, 27–34.
- Jablonka 2006**
P. Jablonka, Vorbericht zu den Arbeiten in Troia 2005/Preliminary report on work at Troia 2005. *Studia Troica* 16, 2006, 3–26.
- Jablonka 2010**
P. Jablonka, Troy. In: E. H. Cline (Hrsg.), *The Oxford Handbook of the Bronze Age Aegean* (New York 2010) 849–861.
- Jablonka 2011**
P. Jablonka, Troy. In: M. Finkelberg (Hrsg.), *The Homer Encyclopedia* (Chichester, West Sussex u. a.) 896–902.
- Jablonka u. a. 1994**
P. Jablonka/H. König/S. Riehl, Ein Verteidigungsgrab in der Unterstadt von Troia VI. Grabungsbericht 1993. *Studia Troica* 4, 1994, 51–74.
- Jablonka/Pernicka 2009**
P. Jablonka/E. Pernicka, Vorbericht zu den Arbeiten in Troia 2007 und 2008/Preliminary report on work at Troia 2007 and 2008. *Studia Troica* 18, 2009, 3–32.

Jablonka/Rose 2004

P. Jablonka/C. B. Rose, Late Bronze Age Troy: a response to Frank Kolb. *Am. Journal Arch.* 108, 2004, 615–630.

Jansen 2006

H. G. Jansen, Das unsichtbare Troia sichtbar gemacht – Chancen und Ergebnisse der Anwendung neuer Prospektionsmethoden. In: M. Korfmann (Hrsg.), *Troia. Archäologie eines Siedlungshügels und seiner Landschaft* (Mainz 2006) 309–316.

Jansen/Blindow 2003

H. G. Jansen/N. Blindow, The Geophysical Mapping of the Lower City of Troia/Ilion. In: G. A. Wagner/E. Pernicka/H.-P. Uerpman (Hrsg.), *Troia and the Troad. Scientific Approaches. Natural Science in Archaeology* (Berlin, Heidelberg, New York 2003) 325–340.

Kolb 1984

F. Kolb, *Die Stadt im Altertum* (München 1984).

Kolb 2004

F. Kolb, Troy VI: a trading center and commercial city? *Am. Journal Arch.* 108, 2004, 577–613.

Kolb 2010

F. Kolb, *Tatort »Troia«. Geschichte, Mythen, Politik* (Paderborn 2010).

Kolb 1985

C. C. Kolb, Demographic Estimates in Archaeology. *Contributions from Ethnoarchaeology on Meosamerican Peasants. Current Anthr.* 26, 1985, 581–599.

Korfmann 1985

M. Korfmann, Beşik-Tepe. Vorbericht über die Ergebnisse der Grabung von 1982. Die Hafengebucht vor »Troia« (Hisarlık), Grabungen am Beşik-Yassitepe. *Arch. Anz.* 1985, 165–195.

Korfmann 1992

M. Korfmann, Die prähistorische Besiedlung südlich der Burg Troia VI/VI. *Studia Troica* 2, 1992, 123–146.

Korfmann 1993

M. Korfmann, Troia – Ausgrabungen 1992. *Studia Troica* 3, 1993, 1–38.

Korfmann 1994

M. Korfmann, Troia – Ausgrabungen 1993. *Studia Troica* 4, 1994, 1–50.

Korfmann 1995

M. Korfmann, Troia: a residential and trading city at the Dardanelles. In: R. Laffineur/W.-D. Niemeier (Hrsg.), *Politeia. Society and State in the Aegean Bronze Age. Proceedings of the 5th International Aegean Conference/5e Rencontre égéenne internationale. University of Heidelberg, Archäologisches Institut, 10–13 April 1994. Aegeum. Annales d'archéologie égéenne de l'Université de Liège et UT-PASP* 12 (Liège, Austin 1995) 173–183.

Korfmann 1996

M. Korfmann, Troia – Ausgrabungen 1995. *Studia Troica* 6, 1996, 1–65.

Korfmann 1997

M. Korfmann, Troia, an Ancient Anatolian Palatial

and Trading Center: Archaeological Evidence for the Period of Troia VI/VII. In: D. Boedeker (Hrsg.), *The World of Troy: Homer, Schliemann and the Treasures of Priam* (Washington, DC 1997) 51–73.

Korfmann 1998

M. Korfmann, Troia – Ausgrabungen 1997. *Studia Troica* 8, 1998, 1–70.

Korfmann 1998a

M. Korfmann, Stelen vor den Toren Troias. *Apaliunas-Apollon in Truis-Wilusa?* In: G. Arsebük/M. J. Mellink/W. Schirmer (Hrsg.), *Light on Top of the Black Hill. Festschrift Halet Çambel* (Istanbul 1998) 471–488.

Korfmann 1999

M. Korfmann, Troia – Ausgrabungen 1998. *Studia Troica* 9, 1999, 1–34.

Korfmann 2001

M. Korfmann, Troia/Wilusa – Ausgrabungen 2000. *Studia Troica* 11, 2001, 1–50.

Korfmann 2004

M. Korfmann, Die Arbeiten in Troia/Wilusa 2003 – Work in Troia/Wilusa in 2003. *Studia Troica* 14, 2004, 3–31.

Korfmann 2006

M. Korfmann (Hrsg.), *Troia. Archäologie eines Siedlungshügels und seiner Landschaft* (Mainz 2006).

Korfmann u. a. 2006

M. Korfmann/N. Frank/A. Mangini, Eingang in die Unterwelt – Die Höhle von Troia und ihre Datierung. In: M. Korfmann (Hrsg.), *Troia. Archäologie eines Siedlungshügels und seiner Landschaft* (Mainz 2006) 337–342.

Kranz 1998

B. Kranz, Das Antikenbild der modernen Türkei. *Mitteilungen zur Sozial- und Kulturgeschichte der islamischen Welt* 2 (Würzburg 1998).

Latacz 2010

J. Latacz, Troia und Homer. *Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*⁶ (Leipzig 2010).

Manning 2007

S. W. Manning, Why radiocarbon dating 1200 BCE is difficult: A sidelight on dating the end of the Late Bronze Age and the contrarian contribution. *Scripta Mediterranea* 27, 2007, 53–80.

Mannspurger 1995

B. Mannspurger, Die Funktion des Grabens am Schiffslager des Achäer. *Studia Troica* 5, 1995, 343–356.

Mountjoy/Mommsen 2006

P. A. Mountjoy/H. Mommsen, Neutron Activation Analysis of Mycenaean pottery from Troia (1988–2003 excavations). *Studia Troica* 16, 2006, 97–123.

Newton et al. 2003 (2005)

M. W. Newton/K. A. Wardle/P. I. Kuniholm, Dendrochronology and Radiocarbon Determinations from Assiros and the Beginning of the Greek Iron Age. *To Αρχαιολογικό Έργο 1 ης Μακεδονίας και Θράκης* 17, 2003 (2005) 173–190.

Nichols/Charlton 1997

D. L. Nichols/T. H. Charlton (Hrsg.), *The Archaeology of City-States. Cross-Cultural Approaches* (Washington, London 1997).

Oldfather 1937

RE XVII/II (1937) 2175–2187 s. v. Oileus (W. A. Oldfather).

Özdoğan 1998

M. Özdoğan, *Ideology and archaeology in Turkey*. In: L. Meskell (Hrsg.), *Archaeology Under Fire. Nationalism, politics and heritage in the Eastern Mediterranean and Middle East* (London, New York 1998) 111–139.

Pantazis 2009

V. D. Pantazis, *Wilusa: Reconsidering the Evidence*. *Klio* 91, 2009, 291–310.

Rosenstock 2009

E. Rosenstock, *Tells in Südwestasien und Südosteuropa. Untersuchungen zur Verbreitung, Entstehung und Definition eines Siedlungsphänomens*. *Urgesch. Stud.* 2 (Remshalden 2009).

Schliemann 1884

H. Schliemann, *Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im Jahre 1882* (Leipzig 1884).

Seeher 2000

J. Seeher, *Getreidelagerung in unterirdischen Getreidespeichern: Zur Methode und ihrer Anwendung im 2. Jahrtausend v. Chr. am Beispiel der Befunde in Hattuša*. *Studi Micenei ed Egeo-Anatolici* 42/2, 2000, 261–301.

Teržan u. a. 1999

B. Teržan/K. Mihovilid/B. Hänsel, *Eine protourbane Siedlung der älteren Bronzezeit im istrischen Karst*. *Præhist. Zeitschr.* 74, 1999, 154–193.

Ulf 2003

C. Ulf (Hrsg.), *Der neue Streit um Troia. Eine Bilanz* (München 2003).

Welcker 1849

F. G. Welcker, *Der epische Cyclus oder die homerischen Dichter z. Die Gedichte nach Inhalt und Composition* (Bonn 1849).



Abb. 1 Plan des spätbronzezeitlichen Troia nach Kolb (2010, 170–171 Abb. 7).

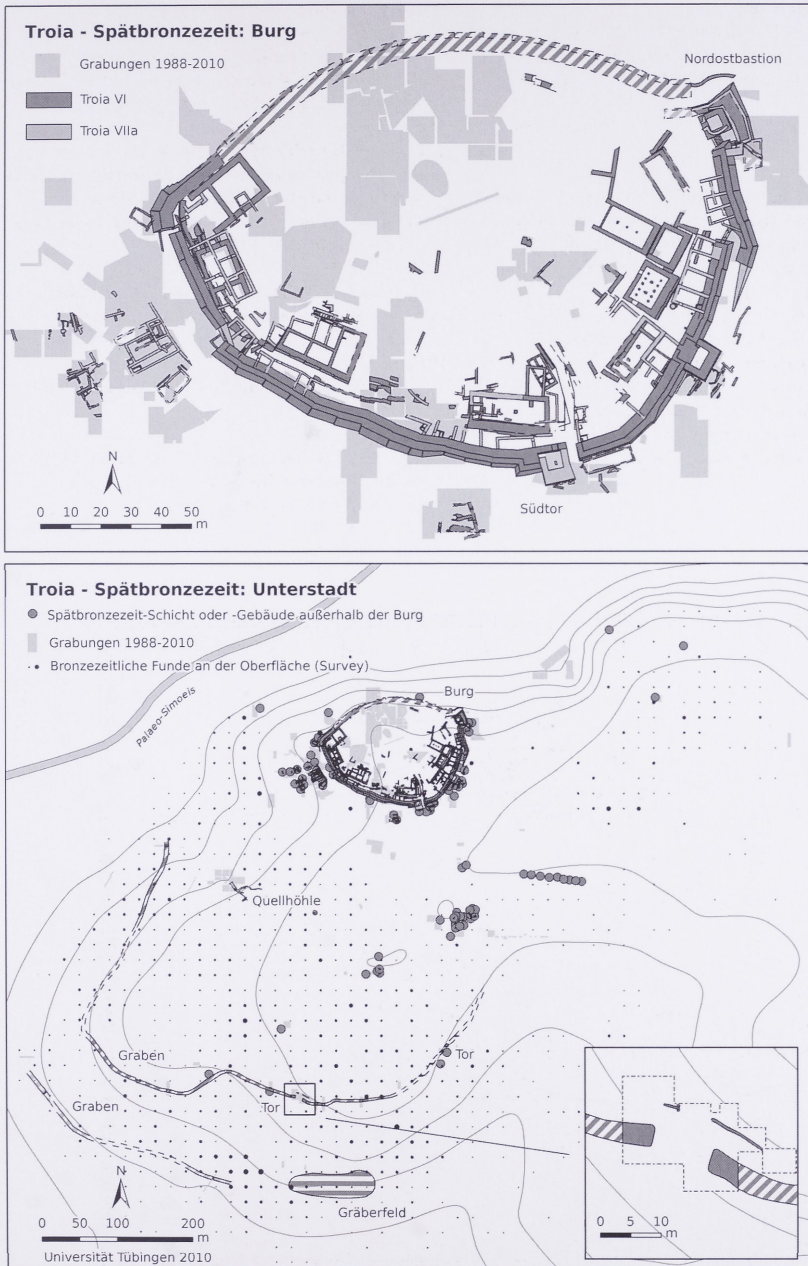


Abb. 2 Plan des spätbronzezeitlichen Troia, Forschungsstand 2010 (Universität Tübingen, Troia-Projekt).